

V&R Academic

Rüdiger Schnell

Haben Gefühle eine Geschichte?

Aporien einer *History of emotions*

Teil 1

V&R unipress



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8471-0348-6

ISBN 978-3-8470-0348-9 (E-Book)

ISBN 978-3-7370-0348-3 (V&R eLibrary)

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

© 2015, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, 37079 Göttingen / www.v-r.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Titelbild: Edvard Munch: The Scream 1895, Pastel on paper, 79 x 59 cm, Private Collection (Woll M 372), © Munch Museum/ Munch-Ellingsen Group/ VG Bild-Kunst 2014, Photo © Munch Museum

Druck und Bindung: CPI buchbuecher.de GmbH, Zum Alten Berg 24, 96158 Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

In memoriam
Joachim Bodamer
(26. 12. 1942–29. 03. 1963)

»Eine *Empfindung*, die mit *Worten* ausgedrückt wird, ist allzeit wie Musik, die ich mit Worten beschreibe; die Ausdrücke sind der Sache nicht homogen genug.«¹

1 Diese Worte schrieb im Jahre 1766 Georg Christoph Lichtenberg in sein Sudelbuch A, Erstes bis fünftes Heft 1765–1770, Den 8.ten Mai 1766. Gegen den »Mythos«, Gefühle seien »ineffable«, argumentiert der Philosoph und Konstruktivist Robert C. Solomon, *True to our feelings: What our emotions are really telling us*, New York 2007, S. 127–136. Dabei bedient sich Solomon vor allem des Arguments, die Sprache brächte Emotionen überhaupt erst hervor. Freilich vermischt Solomon in seiner Darstellung das Reden über (Konzepte von) Emotionen überhaupt (was fast allen möglich ist) und das Reden über individuelle emotionale Erfahrungen. Dass letzteres sehr wohl mit Schwierigkeiten verbunden ist und »ineffable« sein kann, räumt Solomon an anderer Stelle ein (S. 233f.).

Inhalt

Vorwort	13
Kapitel I: Geschichte der Gefühle: Was ist das?	15
1. Der <i>emotional turn</i> als Aufbruch	15
2. Enttäuschte Erwartungen	18
3. Geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung und Sozialkonstruktivismus	23
4. Was sind Emotionen?	30
5. Was ist der Gegenstand der Historischen Emotionsforschung? . . .	33
6. Emotionen als Agenten der Geschichte?	39
7. Spagat zwischen Emotion und Repräsentation: Drei Einwände . . .	44
8. Disziplinarität und Interdisziplinarität	53
9. Implikationen der Terminologie (<i>Gefühl, Ausdruck</i>)	59
10. Emotionen und Texte über Emotionen	64
11. Erfordert die Emotionsgeschichte eine neue Periodisierung der abendländischen Geschichte?	67
12. Frage nach einem angemessenen Geschichtsmodell	69
13. Fazit und Ausblick	73
Kapitel II: Differenzierung kulturwissenschaftlicher Erkenntnisinteressen	77
Forschungsansatz I: Gefühle als <i>psychische Erfahrung</i>	78
Forschungsansatz II: Emotionen als <i>Handlungen</i> oder <i>Gesten</i>	81
Forschungsansatz III: Emotionen als <i>sprachliche Äußerungen</i>	85
Forschungsansatz IV: Emotionen als Gegenstand von <i>Diskursen</i>	90
Forschungsansatz V: <i>Darstellungen</i> (»representations«) von Emotionen	95
Forschungsansatz VI: <i>Funktionen</i> der Darstellung von Emotionen . . .	99

Forschungsansatz VII: Historische <i>Veränderungen</i> sowie Erklärungen für den historischen Wandel von (Darstellungen, Diskursen, Thematisierungen von) Emotionen	100
Kapitel III: Forschungsparadigmen zur Geschichtlichkeit von Emotionen	115
A Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften	121
B Universalismus/Essentialismus vs. Konstruktivismus/Relativismus	124
1. Annäherungen	126
2. Abgrenzung	131
3. (Geschichte des) ›Innen‹ und (Geschichte des) ›Außen‹	133
4. Funktionen des Emotionsausdrucks	140
5. Zwischen-Positionen	141
6. Kognition und Emotion	144
C Kognitivisten vs. Antikognitivisten	150
D Kognitionstheorien vs. Behavioristische Theorien	164
E <i>Practice theory</i> (Praxistheorie, Praxeologie) als Überwindung der Universalismus/Konstruktivismus-Debatte?	166
F Abschließende Überlegungen	191
Kapitel IV: Sozialer Konstruktivismus und die geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung	197
1. Terminologische Unbestimmtheit	200
2. <i>Was</i> eigentlich wird <i>wie</i> soziokulturell bestimmt?	205
3. Welche Emotionstheorie stützt ›den‹ sozialen Konstruktivismus?	212
4. Emotion und (verbale und nonverbale) Ausdrucksformen	233
5. Ungeklärte Befunde	246
6. Fazit: Sozialer Konstruktivismus und Emotionsgeschichte	255
Kapitel V: Geschichtswissenschaftliche Forschungsberichte zur ›Geschichte der Gefühle‹ (2002–2011)	259
1. Barbara H. Rosenwein: <i>Worrying about emotions in history</i> (2002)	267
2. Jeroen Deploige: <i>Studying emotions</i> (2005)	281
3. Walter Prevenier: <i>Methodological and historiographical footnotes on emotions</i> (2005)	292
4. Alexandra Przyrembel: <i>Sehnsucht nach Gefühlen</i> (2005)	302
5. Martina Kessel: <i>Gefühle und Geschichtswissenschaft</i> (2006)	311
6. Daniela Saxer: <i>Mit Gefühl handeln</i> (2007)	321
7. Piroska Nagy: <i>L'historien médiéviste et les mots de l'émotion</i> (2009)	344

8. Ute Frevert: Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen? (2009)	358
9. Bettina Hitzer: Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen (2011)	374
10. Susan J. Matt: Current emotion research in history (2011)	393
11. Resümee zu den Forschungsberichten	403
Kapitel VI: Paradigmatische geschichtswissenschaftliche Entwürfe	407
A Tränen: Geste oder Emotion? (Althoff 1996–2000)	407
B Bedroht politische Herrschaft die emotionale Freiheit? (William Reddy 2001)	419
I Theoretische Basis und historische Anwendung	431
II Diskursgeschichte statt Emotionsgeschichte	446
III Phasenverlauf der Emotionsgeschichte	448
IV Politikgeschichte und Emotionsgeschichte	452
V Öffentlichkeit und Privatheit	455
VI Textgeschichte und Emotionsgeschichte	456
VII Resümee	459
C Was ist eine emotionale Gemeinschaft? (Barbara H. Rosenwein 2006)	463
I Einführung in Rosenweins Forschungsgegenstand	465
II Kritischer Kommentar zu den Kapiteln 2 bis 5	472
III Abschließende Stellungnahme	503
1. Gegenstand	503
2. <i>Emotional community</i> und Gefühlskultur	506
3. Emotionen und Emotionsnormen	507
4. Semantik der Analysekategorie <i>Gemeinschaft</i>	508
5. Textgeschichte und Emotionsgeschichte	523
6. Forschungsgeschichtliche Relevanz des Begriffs <i>emotional community</i>	534
D Wann und warum entstand die romantische Liebe? (Reddy 2012) . .	536
I Was ist romantische Liebe?	539
II Gregorianische Reformen, »aristocratic speech« und charismatische Frauen	543
III Literaturwissenschaftliche Defizite	551
1. Ignorierung der mittellateinischen Dichtung	552
2. Vermischung von <i>Liebeskonzept</i> und <i>Liebesdichtung</i>	554
3. Höfische Liebe als höfischer Diskurs über Liebe	556
4. Verkennen der Funktionen der Trobadorlyrik	558
5. Theologisch-philosophische monistische Liebeskonzeption .	561
6. Texte als Beweisstücke?	565

IV	Einheit von Liebe und Lust in indischer und japanischer Kultur	571
V	Emotionsgeschichtliche Relevanz des Buches	573
	1. Emotionsgeschichte oder Ideengeschichte?	574
	2. Romantische Liebe: Wer fühlt?	577
	3. Romantische Liebe: Kontinuität von Emotionen?	578
	4. Sexuelles Begehren: ein soziales Produkt?	580
	5. Homogenisierung der Geschichte	583
VI	Fazit	587
E	Gehen Gefühle im 19./20. Jahrhundert verloren? (Ute Frevert 2011 und 2013)	588
I	Periodisierung oder: Wann beginnt die Moderne?	591
II	Funktionen und Interessen oder: Wer oder was ist der Zeitgeist?	596
III	Geschichtsbild oder: Wie homogen und eindimensional verläuft die Geschichte der Emotionen?	598
IV	Forschungsgegenstand oder: Wovon handelt Emotions/engeschichte?	603
V	»Emotion«, »behavior« und »attitude« oder: Was verrät das Handeln über das Fühlen?	608
VI	Fazit	619

Vorwort

Diese Studie unternimmt den Versuch, die aktuelle Historische Emotionsforschung auf ihre Erkenntnisinteressen und -möglichkeiten hin zu befragen. Die überbordende Zahl an Publikationen, die sich neuerdings dem Projekt einer ›Geschichte der Gefühle‹ verschrieben haben, belegt die Attraktivität der Historischen Emotionsforschung, provoziert aber auch die Frage nach dem, was diese Studien verbindet. Welcher Theorien, Thesen, Termini und Methoden bedient sich die aktuelle Historische Emotionsforschung, um den Beweis zu führen, dass Gefühle eine Geschichte haben?

Der Umfang dieses Buches stellt, zugegebenermaßen, eine Zumutung dar. Zu rechtfertigen ist er durch den dreifach außergewöhnlichen Zugriff auf den Gegenstand ›Geschichte der Gefühle‹. Ein Mediävist versucht, die Sprachlosigkeit zwischen Neuzeitforschung und Mittelalterforschung zu überwinden und (in Form von zahlreichen Anmerkungen) ein Gespräch zwischen ihnen in Gang zu bringen. Als ob dies nicht schon riskant genug wäre, wird zudem der Versuch unternommen, geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung aus literaturwissenschaftlicher Perspektive zu beschreiben. Dass dieses Vorhaben von Neuzeitspezialisten einerseits und Historikern andererseits als Einmischung abgetan werden kann, ist mir bewusst. Der Wunsch nach Interdisziplinarität findet – leider – dort seine Grenze, wo sich eine Nachbardisziplin auch einmal kritisch zu Wort meldet. Nachdem sich aber der Neuzeithistoriker William Reddy in seiner neuesten Monographie (2012) ausgiebig mit mittelalterlichen (!) Dichtungen (!) befasst hat, wird man es einem mediävistischen Literaturwissenschaftler nachsehen, wenn er seinerseits ›fremdes‹ Terrain betritt.

Schließlich verdankt sich der Umfang einem dritten Anliegen, das über disziplinäre Aspekte hinausreicht. Es ist von wissenschaftspragmatischer Art. Bei der Lektüre der Kapitel I, V und VI mag sich manche(r) fragen, ob es der aufwändigen Demonstration all der Defizite und Unzulänglichkeiten historischer Emotionsforschung bedurfte. Hätte die hierfür aufgewendete Energie nicht sinnvoller eingesetzt werden können? Doch mein Buch möchte aufzeigen, wie Wissenschaft heute funktioniert – was eine ausführliche Dokumentation

erforderlich machte. Es belegt, wie Wissenschaft trotz aller erkenntnistheoretischen Unmöglichkeit oder Unzulänglichkeit hinsichtlich ihrer philosophischen Grundlagen gleichwohl praktisch betreibbar und ›funktionstüchtig‹ bleibt. Es wirft einen kritischen Blick auf aktuelles Wissenschaftshandeln. Freilich geschieht dies aus einer ungewöhnlich komfortablen Position heraus: Ich muss kein kostspieliges Forschungsprojekt rechtfertigen; um das Einwerben von Drittmitteln muss ich mich nicht mehr bemühen; die meisten Autoren der hier kritisch vorgestellten Publikationen kenne ich nicht persönlich; als Emeritus muss ich nichts mehr ›werden‹. All dies erlaubte eine Konzentration auf die ›Sache‹.

Der außergewöhnliche Umfang ist also einem außergewöhnlichen Herangehen an den Gegenstand ›Geschichte der Gefühle‹ geschuldet. Entgegen dem möglicherweise anfänglichen Eindruck ist dieses Buch das Resultat eines mühsamen langwierigen Schreibprozesses, begleitet von ständigen Überarbeitungen dessen, was schon niedergeschrieben war. Nun hat die Kritik das Wort. Der wissenschaftlichen Auseinandersetzung käme es freilich zugute, wenn die Kritiker – gerne auch ›neutrale‹ Kritiker – das Buch selbst gelesen hätten (möglichst *in toto*). Denn zahlreiche Anmerkungen bieten nicht nur Kritik, sondern auch vielfache Anregungen.

Für eine kritische Lektüre der Kapitel I bis V und XI danke ich jetzt schon ganz herzlich dem Soziologen Fritz Böhrer (Basel). Er hat mich vor manchem ›Fehltritt‹ bewahrt. Jan Plamper (London) und Monique Scheer (Tübingen) haben dankenswerterweise eine Vorfassung des Abschnitts über die Praxistheorie (Kap. III E) durchgesehen und wichtige Hinweise gegeben. Das Kapitel V ist von Helmut Puff (Michigan) kritisch durchgesehen worden. Zu Kapitel VIII hat der Literaturwissenschaftler Justin Vollmann (Tübingen) präzisierende Vorschläge gemacht. Auch ihnen beiden sei herzlich gedankt. Für alle (verbliebenen) Mängel dieses Buches bin selbstverständlich ich verantwortlich.

Gewidmet ist dieses Buch dem Andenken an meinen Freund Joachim Bodamer, der, kaum zwanzig Jahre alt, einem Krebsleiden erlag. Dass Joachim Bodamer nach unserer gemeinsamen Stuttgarter Schulzeit seine beiden ersten und zugleich letzten Studiensemester in Basel verbracht hat, wohin ich beinahe dreißig Jahre später auf einen Lehrstuhl berufen wurde, empfinde ich als eine schicksalhafte Fügung.

Tübingen, Frühjahr 2015

Rüdiger Schnell

Kapitel I: Geschichte der Gefühle: Was ist das?

Mit dem Projekt einer ›Geschichte der Gefühle‹ verbinden sich die unterschiedlichsten Versprechungen, Hoffnungen und Erwartungen. Zum Teil ist der *emotional turn* zum Selbstläufer geworden, so dass es überflüssig erscheint, überhaupt die Frage zu stellen, wer was wie wozu erforscht. Um an dem *emotional turn* zu partizipieren, genügt es, den Terminus *Emotion* im Titel einer Publikation zu platzieren. Der Sammelbegriff ›emotionsgeschichtliche Studie‹ täuscht die Zugehörigkeit zu einem abgrenzbaren Forschungsfeld vor, das möglicherweise gar nicht existiert.

Das Spektrum an Gegenständen der aktuellen geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung ist beeindruckend. Es reicht von Wortschatz, Mediengeschichte und Moralphilosophie über Kinderbücher, religiöse Rituale und Ökonomie bis zu politischen und sozialen Protestbewegungen. Sind aber Historiker für all diese Manifestationen von Emotionalem in der gleichen Weise zuständig und gerüstet?

1. Der *emotional turn* als Aufbruch

Kaum eine der zahllosen neueren kulturwissenschaftlichen Publikationen zum Phänomen ›Emotion‹ versäumt es, auf die derzeitige Hochkonjunktur der Emotionsforschung hinzuweisen.¹ Folgerichtig ist die Rede vom *emotional turn*,² der, beginnend mit der Psychologie in den 1980er Jahren,³ rasch nach und

1 Vgl. etwa die Philosophin Hilge Landweer u. a., Einleitung (2008), S. 3, und den Historiker Georg Christoph Berger Waldenegg, Selbstmord aus Angst vor dem Tod (2010), S. 47.

2 Vgl. etwa die Soziologen Jochen Kleres, Preface (2009), S. 7, 11 u. 20, und Rainer Schützeichel, Emotionen und Sozialtheorie – eine Einleitung (2006), S. 7. Es überrascht, dass Bachmann-Medick, Cultural turns (2006), den *emotional turn* nicht erwähnt, nicht einmal im Nachwort zur 3. Auflage (2009) und zur 5. Auflage (2014).

3 Vgl. jetzt aber Biess/Gross (Hg.), Science and emotions after 1945 (2014), die eine entscheidende Zäsur in den 1960er Jahren ansetzen. Damals sei die Erforschung der Emotionen

nach die Evolutionsbiologie, die Soziologie, die Ethnologie, die Kognitionswissenschaften, die Philosophie, die Filmwissenschaft und all die anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen erfasst hat. In der Tat können heutzutage Philosophie und Soziologie, Psychologie und Ethnologie, Literatur- und Kunstwissenschaft, Geschichts- und Medienwissenschaft – von den Neurowissenschaften ganz zu schweigen – auf eine große Zahl einschlägiger Studien verweisen.⁴ Für all diese Disziplinen sind ›Emotionen‹ ein attraktiver Forschungsgegenstand geworden,⁵

Wie kam es zu dem Interesse an den Emotionen? Der *emotional turn* verdankt sich ganz unterschiedlichen Tendenzen und Interessen, in Öffentlichkeit, Medien und wissenschaftlichen Disziplinen.⁶ Es sind nicht nur die (angedeuteten) disziplingebundenen Anstöße, nicht nur die Möglichkeiten interdisziplinärer Forschung, nicht nur ökonomische Interessen am Management von Emotionen oder die Frage nach der Identitätsbildung,⁷ auch nicht nur das feministische Interesse

(wieder) auf die Agenda einiger Wissenschaften gesetzt worden: der Neurowissenschaften, der Medizin, Psychiatrie und Sozialwissenschaften. Noch weiter zurück datieren die Geschichte des *emotional turn* Dorothee Kimmich/Schamma Schahadat, Vorwort: Positionen der Emotionsforschung: Arcadia 44,1 (2009) 3–7, S. 3: »Doch der eigentliche *emotional turn* hat nicht erst mit der Karriere der Kulturwissenschaften in den 1990er Jahren stattgefunden, sondern bereits mindestens hundert Jahre früher, als Sigmund Freud begonnen hat, die Interaktion von Körper und Psyche zu erforschen.« Vgl. ähnlich Jensen/Morat (Hg.), Rationalisierungen des Gefühls (2008).

4 Schon im Jahre 1997 wird in der Einleitung zu einem linguistischen Sammelband gesprochen von »the increasing number of conferences, periodicals, journals, books, papers etc. devoted to emotions«; Niemeier/Dirven (Hg.), The language of emotions (1997), S. VIII (Hervorhebung im Original).

5 Vgl. etwa die Spezialistin für amerikanische Geschichte, Nicole Eustace, in der AHR Conversation 2012, S. 1506: »Emotion should be recognized as a key category of historical analysis.« Man sollte allerdings nicht vergessen, dass ein intensives Interesse für (Bezeichnungen, Bewertungen und Ausdrucksformen von) Emotionen in einzelnen Disziplinen schon lange vor dem *emotional turn* der 1990er Jahre eingesetzt hat. Dies wird in diesem Band immer wieder notiert werden müssen. Auf eine längere philosophische Tradition, die bis an das Ende des 19. Jhs. zurückreicht, verweist etwa Vendrell Ferran, Die Emotionen (2008), S. 13f. u. 28–68.

6 Der *emotional turn* wird u. a. mit dem Ansehensverlust der auf die Verständigungsleistungen des Vernunftvermögens basierten gesellschaftstheoretischen Modelle bzw. mit der »Dekonstruktion des Rationalitätsparadigmas« erklärt; vgl. Hediger, Gefühlte Distanz (2006), S. 62; Borutta/Verheyen, Vulkanier und Choleriker? (2010), Zitat S. 15. Offensichtlich stieß die »rationale« Welterklärung an ihre Grenzen.

7 Meines Erachtens hat die moderne Debatte um die (sexuelle, nationale, soziale) Identität einer Person die Emotionsforschung wesentlich befördert. Pierre Livet, Les émotions au moyen âge. Analyse rétrospective, in: Nagy/Boquet (Hg.), Le sujet des émotions (2009), S. 485–504, S. 485f., führt das aktuelle Interesse an Emotionen (!) auf drei Faktoren zurück: das Aufkommen der Kognitionswissenschaften (die den Anteil der Emotionen an kognitiven Prozessen erkannt hätten); das Interesse für soziale Interaktion (an der eben auch Emotionen beteiligt seien); die Erkenntnis, dass Menschen in ihren Entscheidungen nicht immer die Thesen von Rationalitätstheorien bestätigen. Mir scheint ein gewisser Widerspruch darin zu

an einer Höherbewertung des Emotionalen,⁸ die den *emotional turn* hervorgebracht haben. Es ist vor allem ein (medial gesteuertes) populäres Interesse an dem, was Andere fühlen. Die durch die Medien geförderte Neugier auf das Intimleben fremder Personen hat wesentlich zu diesem Boom der transdisziplinären Emotionsforschung geführt. Man darf ohne Übertreibung behaupten, dass der Boom der Emotionsforschung zum großen Teil getragen wird von dem wiederholt thematisierten Wunsch, mehr und Genaueres über die Hintergründe unseres Fühlens, Denkens und Handelns zu erfahren, aber auch über das von Dritten.⁹ Man erhoffte und erhofft überdies, dank historischer Studien in das ›Innere‹ der Menschen aus vergangenen Epochen schauen zu können.

Dieses inzwischen medial breit gestreute Interesse hat dazu geführt, dass aktuelle kulturwissenschaftliche Emotionsforschung auf großzügige finanzielle Unterstützung durch Stiftungen und Forschungsinstitutionen hoffen darf.¹⁰ Die seit Jahren andauernde und noch immer wachsende Faszination der Emotionsforschung – innerhalb und außerhalb der Universitäten – verdankt sich gewiss nicht der Erwartung, über die historische Semantik einiger Emotionswörter unterrichtet zu werden, auch nicht einem etwaigen Interesse an moralphilosophischen Betrachtungen antiker Philosophen über Emotionen noch der Neugierde für mittelalterliche Ausdrucksformen von Trauer. Darüber wurde schon seit Jahrzehnten geforscht, ohne dass dies besondere Aufmerksamkeit gefunden hätte.¹¹ Was ein breiteres Publikum, auch Studierende und vor allem Geldgeber heutzutage erwarten, wenn von Emotionsforschung die Rede ist, kann präzise benannt werden: Auskunft darüber, was die Menschen früher und

liegen, dass für das aktuelle Interesse an den Emotionen einerseits die Erkenntnis der engen Verbindung von Kognition und Emotion, andererseits die Einsicht in das nichtrationale Verhalten der Menschen verantwortlich gemacht wird.

8 Darauf weist hin u. a. Roper, Beitrag bei: Biess, Discussion Forum »History of emotions« (2010), S. 70.

9 Dem aktuellen Interesse an den ›persönlichen‹ Beichten von Prominenten in den öffentlichen Medien liegen ähnliche Beweggründe zugrunde. Auch Ankündigungen von Fernsehsendungen, dort werde es emotional zugehen, oder Berichte von Veranstaltungen, etwa bei einer Verleihung von Filmpreisen sei viel Emotionales im Spiel gewesen, setzen ein derzeitiges offenkundiges Interesse an (öffentlich gezeigten) Gefühlen voraus.

10 Am 11. November 2013 hat das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin unter der Internetadresse <<https://www.mpib-berlin.mpg.de/de/presse/2013/11/neues-internet-portal-zur-historischen-emotionsforschung>> eine Pressemitteilung veröffentlicht. Dort heißt es zu Beginn: »Wie kann die Geschichte der Emotionen erforscht werden? Der Forschungsbereich ›Geschichte der Gefühle‹ am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung startet ein neues Internetportal und macht historische Emotionsforschung mit konkreten Beispielen greifbar. Die Gefühle Angst, Wut, Liebe, Hass, Neid, Schmerz oder auch Freude sind Teil des menschlichen Alltags. Sie können Motivation wie auch Hinderungsgrad für Handlungen sein. Emotionen sind sozial erlernt, kulturell geformt und können sich wandeln: *Emotionen haben eine Geschichte*« (Hervorhebung R.S.). Versprochen werden Einsichten in die Geschichte der Gefühle.

11 Vgl. dazu unten Kap. II.

heute ›in Wirklichkeit‹ gefühlt haben bzw. fühlen.¹² Kaum Interesse haben sie an einer weiteren Studie über die historische Semantik von *zorn* oder *nît*, kaum Interesse an einer weiteren Studie über die Bildstrukturen einer Trauerszene, kaum Interesse an einer weiteren Studie über die moraltheologische Bewertung von *acedia*.

In den westlichen Gesellschaften ist seit Jahren ein immenses Interesse an dem zu beobachten, was andere Menschen im ›Inneren‹ fühlen.¹³ Dazu gehört die Mode, sich zu ›outen‹; dazu gehören die penetranten Fragen von Reportern bei großen Sportveranstaltungen an Sieger und Besiegte, was sie im Augenblick des Sieges bzw. der Niederlage gefühlt haben; dazu gehört das bei der Ankündigung einer Fernsehshow mitgelieferte Versprechen, es werde ›emotional‹ zu gehen; dazu gehören die Interviews mit Erdbeben- oder Überschwemmungsopfern, die ihre innersten Gefühle ausbreiten sollen.

Der derzeitige Boom der Emotionsforschung, auch in den Kulturwissenschaften, ist nur vor dem Hintergrund solcher öffentlicher und veröffentlichter Emotionalisierung zu verstehen. Diesem derzeitigen öffentlichen Interesse an Emotionen verdankt sich letztlich auch der aktuelle *emotional turn*. Um es etwas überspitzt zu formulieren: Die kulturwissenschaftliche Emotionsforschung macht sich einen Trend zunutze. Diesen aber – das sei schon vorausgeschickt – kann sie zu großen Teilen nicht bedienen.¹⁴

2. Enttäuschte Erwartungen

Meines Erachtens werden die Leser zahlreicher emotionshistorischer Studien, nicht nur von Historikern, sondern auch von Soziologen oder Philologen, dadurch in die Irre geführt, dass ein Buchtitel verspricht, der Inhalt des Buches

12 Deshalb können Frevert/Schmidt, *Geschichte, Emotionen und die Macht der Bilder* (2011), S. 12, dafür plädieren, »Gefühle selber zum Objekt der Historie« zu machen (vgl. auch ebd. S. 7).

13 Dieses aktuelle Begehren dokumentiert und kritisiert zugleich Marie-Luise Angerer, *Vom Begehren nach dem Affekt*, Zürich/Berlin 2007.

14 Dass die im Jahre 2014 neu gegründete australische Zeitschrift »Cerae. An Australian Journal of Medieval and Early Modern Studies« das erste Heft dem Rahmenthema »Emotions in history« widmet, belegt einmal mehr dieses ungebrochene Interesse an Emotionen. Doch werden die Beiträge dieses ersten Heftes die Erwartungen sicherlich nicht erfüllen. Denn sie handeln von Diskursen über frühneuzeitliche Meterologie und Medizin, von Bewertungen des Verhältnisses von Leidenschaft und Vernunft, vom theologischen Diskurs über bäuerliche Gewalt bei einem mittelalterlichen Geschichtsschreiber, vom musikhistorischen Diskurs über den Ausdruck von Gefühlen durch die Harfe im 18. Jh., von der Verbindung von Charakter und Emotion in der historischen Frauenfigur eines Romans von 2009. Ein einziger Aufsatz handelt von einer emotionalen Erfahrung (Melancholie), wie sie der englische Dichter und Philosoph Henry More (17. Jh.) erlebt und thematisiert hat.

handle von Emotionen, dass sie in Wirklichkeit aber über Bewertungen, Darstellungen, Klassifizierungen, Konzepten, Verhaltensstandards oder Ausdrucksformen von Emotionen informiert werden.¹⁵ Offensichtlich haben wir es mit ganz unterschiedlichen Vorstellungen von dem, was das Projekt ›Geschichte der Gefühle‹ leisten soll, zu tun. Wo die Leser – aufgrund des Buchtitels – Einlassungen über psychische Zustände erwarten, bieten Autoren ›nur‹ Analysen von Konzepten, Bewertungen und Bezeichnungen von Emotionen.¹⁶ Refle-

15 Als ärgerlich, weil irreführend, empfinde ich die historischen Arbeiten, die sich mit dem Terminus *Emotion* im Titel schmücken, aber eigentlich nur Erkenntnisse älterer historischer Studien zum selben Thema wiederholen. Dazu zähle ich die Publikation von Miri Rubin, *Emotion and devotion* (2009). Denn Rubins Ausführungen über den Marienkult enthalten (außer den Informationen über die außereuropäische Verbreitung des Marienkults im ersten Kapitel) nichts, was über die zahllosen geschichts-, religions- und literaturwissenschaftlichen Studien der letzten hundert Jahre zur spätmittelalterlichen Marienfrömmigkeit hinausgeht. Der einzige Unterschied ist die (vor allem im dritten Kapitel anzutreffende) Verwendung des Emotionsvokabulars (»emotion«, »emotional register«, »emotional worlds«, »emotional bond between Mary and her son«, »devotion and emotion«, »visualized emotion«, »emotional experiences«). Angesichts dieses Verfahrens fragt man irritiert: Was ist nun neu an der aktuellen Historischen Emotionsforschung? Dass Frevert, *Emotions in history – lost and found* (2011), von Rubins Studie sagt, sie sei »focused on emotions« (S. 222), zeigt, dass es der aktuellen geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung an den notwendigen Differenzkriterien für eine Kategorisierung emotionsgeschichtlicher Publikationen fehlt. Ganz traditionell gearbeitet sind auch die Beiträge in dem Sammelband *Zwischen Vernunft und Gefühl. Weibliche Religiosität von der Antike bis heute*, hg. Christa Bertelsmeier-Kierst, Frankfurt a.M. 2010. Frauengeschichte, Diskursgeschichte und Frömmigkeitsgeschichte verbinden sich zu einem hinreichend bekannten Panorama weiblicher Religiosität. Neu ist allenfalls die Verwendung des Terminus *Gefühl* im Buchtitel. Vgl. zu Rubins Studie auch unten Kap. X (Anm. 315).

16 So führt das Buch von Peter N. Stearns, *Jealousy* (1989), den Begriff *emotion* im Titel. Doch handelt diese Monographie vor allem von (Veränderungen von) Bewertungen (»judgments«), Konzepten (»concepts«) von und Verhaltensstandards (»emotional standards«) für Eifersucht. So spricht Stearns, ebd. S. 4, davon »that jealousy has changed significantly over time«, thematisiert aber den Wandel der *Bewertungen* von Eifersucht. Deshalb führt auch Stearns' wiederholte Aussage (ebd., S. 7–20), er schreibe eine »emotions history«, in die Irre. In der Frage, wie man von den »emotional standards« für Eifersucht zur Einsicht in die »emotional experience« von Eifersucht gelange, bleiben Stearns Ausführungen vage (S. 9f.). Konstan, *The emotions of the ancient Greeks* (2006), will zeigen, »that the emotions of the ancient Greeks« anders waren als unsre Emotionen heute (S. ix), handelt aber von »ideas of emotions«, »conception of emotions«, »attitudes« und »emotional concepts«. Ähnlich spricht Julie Livingston in der AHR Conversation 2012, S. 1520, von Emotionen (»How emotions change over time [...] is an important question«), obwohl sie Vorstellungen, Konzepte, Normen von Vorstellungen und somit *deren* Geschichte meint. In ihrer Rezension des Sammelbandes »Politiques des émotions au moyen âge«, hg. Boquet/Nagy (2010), schreibt die Medizinhistorikerin Faith Wallis: *Canadian Bulletin of Medical History/Bulletin Canadien d'Histoire de la Médecine* 29,2 (2012) 402–404, S. 403, dieser Band würde »about medieval emotions« informieren. Doch die Beiträge dieses Bandes handeln von Bewertungen, Zuschreibungen, Bezeichnungen, Instrumentalisierungen und Ausdrucksformen von Emotionen. Der Titel des Sammelbandes von Nagy/Boquet (Hg.), *Le sujet des émotions au moyen âge* (2009), verspricht Thematisierung von Emotionen, doch das erklärte Ziel des

xionen über, Bewertungen von und Darstellungen von Emotionen zu untersuchen, ist aber nicht gleichbedeutend mit der Untersuchung von Emotionen. Für die erstere Aufgabe sind vornehmlich Philosophen, Theologen und Philologen zuständig,¹⁷ für letzteres zunächst einmal Psychologen und Neurophysiologen.¹⁸ Freilich sollten im Idealfall beide Gruppierungen zusammenarbeiten. Doch macht es einen Unterschied, ob ich die *Darstellung* einer Emotion in einem Text bzw. die ethische *Bewertung* einer Emotion in einem philosophischen Traktat untersuche oder aber das psychische Phänomen ›Emotion‹ zum Gegenstand meiner Analyse mache. In den ersteren Fällen kann ich ganz auf emotions-theoretisches Wissen verzichten, im letzteren Fall nicht.¹⁹

Falls jemand erwartet haben sollte, etwas über Emotionen als subjektiv-persönliche Erfahrungen zu lesen, wird er bei der Lektüre zahlreicher Emotionsstudien enttäuscht sein.²⁰ Warum? Historiker erkennen mehr und mehr, dass sie keine Aussagen darüber machen können, was ›die‹ Menschen in den vergangenen Jahrhunderten gefühlt haben.²¹ ›Wir‹ kommen an die Gefühle von Individuen nicht heran.

Bandes besteht darin »à montrer la diversité des *réflexions* médiévales sur l'affectivité, en lien avec les *représentations* et les *pratiques* socio-culturelles«; Boquet/Nagy, Pour une histoire des émotions (2009), S. 47 (Hervorhebung R.S.).

- 17 Ein von Christoph Kann herausgegebener Sammelband trägt den Titel »Emotionen in Mittelalter und Renaissance« (Düsseldorf 2014). Doch die allermeisten Beiträge befassen sich mit Konzepten, Bewertungen, Klassifikationen, Definitionen, bildlichen und literarischen Darstellungen von Emotionen. Informativer hätte es geheißen: »Emotionskonzepte und Repräsentationen von Emotionen in Mittelalter und Renaissance«. Aber ein solcher Titel klingt wenig attraktiv. Scott/Kosso (Hg.), *Fear and its representations* (2002), suggerieren aufgrund ihres Buchtitels (besonders des Wörtchens *and*), der Band würde nicht nur über Darstellungen, Diskurse und Bewertungen von Furcht informieren, sondern auch über die Emotion selbst. Doch alle Beiträge haben es mit »representations« (Definitionen, Beschreibungen, Bildern, Diskursen, literarischen Darstellungen) zu tun. Warum dann nicht einfach titeln: »Representations of fear in the middle ages and Renaissance«?
- 18 Doch Historiker sprechen sich gegen eine solche Aufgabenteilung aus; vgl. etwa Frevert, Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen? (2009), S. 205; vgl. auch unten Kap. III E (Monique Scheer).
- 19 Exemplarisch wird diese Differenz erkennbar in der dezidiert begriffs- und ideengeschichtlichen Studie von Bähr, *Die Furcht der Frühen Neuzeit* (2008). Sie kommt ganz ohne emotionstheoretische Explikationen aus; siehe dazu auch unten Kap. IV 4.
- 20 Selbstverständlich ist es möglich, dass (epochenspezifische) *Bewertungen* von Emotionen das emotionale *Empfinden* beeinflussen. Doch haben die Studien, die sich mit den historischen Emotionskonzepten befassen, noch kaum nach dem ›tatsächlichen‹ Empfinden der Menschen gefragt. Falls dieses nicht zugänglich ist oder gar für nichtexistent erklärt wird, sollte dies hinreichend kommuniziert werden.
- 21 Landwehr, *Ehen vor Gericht* (2014), S. 188, räumt ein, dass »wir eigentlich keine ernsthaften Aussagen darüber treffen können, wie die Menschen der frühen Neuzeit tatsächlich gefühlt haben«. Was eine »historische Betrachtung von Emotionen [...] interessant, sinnvoll und tragfähig mach[e]«, ist nach Landwehr die Frage nach der »spezifische(n) kulturelle(n) Einbettung« der Emotionen. Dazu gehörten nicht nur die *Konzeptualisierung* von Emotionen, sondern vor allem das Problem, *warum* Gesellschaften Emotionen in eben der Weise

In der Geschichtswissenschaft begegnet deshalb wiederholt die Aussage, emotionsgeschichtliche Studien hätten es nicht mit Gefühlen, sondern mit (bildlichen, literarischen, sprachlichen, gegenständlichen) *Repräsentationen* von Gefühlen zu tun.²² Inwieweit diese über Emotionen als ein persönliches Erleben Auskunft geben, wird sogar von Historikern skeptisch beurteilt.²³

konzeptualisieren, wie sie es tun (S. 188). Damit geraten aber Emotionen – als Gefühle – immer weiter aus dem Blickfeld einer Emotionsgeschichte. Es werden nun die (ökonomischen, rechtlichen, religiösen, politischen und literarischen) *Gründe* für die epochen- oder kulturspezifischen *Konzepte* von Emotionen gesucht. Es wäre zu wünschen, dass andere Emotionshistoriker diesen ihren eigentlichen Forschungsgegenstand ebenso klar eingrenzten. Landwehrs Skepsis gegenüber der Möglichkeit herauszufinden, »wie die Menschen der frühen Neuzeit tatsächlich gefühlt haben«, scheint eine Studie von Helmut Puff zu widersprechen. Helmut Puff, *The reform of masculinities in sixteenth-century Switzerland. A case study*, in: Scott H. Hendrix/Susan C. Karnant-Nunn (Hg.), *Masculinity in the reformation*, Kirksville 2008, S. 21–44. Puff analysiert die Züricher Gerichtsakten von 1541, die zum Fall des Reformators Werner Steiner überliefert sind. In ihnen werden u.a. die Selbstbeschreibungen Steiners über seine homosexuellen Neigungen und Aktivitäten festgehalten. Dadurch erfahren wir etwas von dem inneren Konflikt Steiners, der einerseits übermäßiges homosexuelles Begehren verspürte und andererseits dagegen wie gegen eine teuflische Anfechtung ankämpfte. Doch auch dieser gut dokumentierte und von Puff umsichtig in seinen sozialen Kontext hineingestellte Fall zeigt letztlich nur, wie ein wegen des *vitium sodomiticum* angeklagter Mann die damals gängigen Argumente zur Minderung des Strafmaßes wirkungsvoll einsetzte. Freilich lassen die Gerichtsprotokolle erahnen, wie sehr Werner Steiner unter seinem homosozialen Begehren litt.

- 22 Benthien u.a., Einleitung (2000), S. 8; Melman, *Horror and pleasure* (2011), bes. S. 32. Melman weist darauf hin, dass sie zwar die Termini *sensations* und *feeling* verwende, aber damit »representations of inner feeling and their correspondence to the social and public repertories and vocabularies« bezeichne. Melman zufolge stellt der Umstand, dass Emotionshistoriker Zugang zu Emotionen nur über deren »representation« besäßen, »one central methodological problem« der Historischen Emotionsforschung dar (S. 32).
- 23 Auch Philosophen und Emotionspsychologen äußern sich skeptisch gegenüber der Annahme, man könne Gefühle unmittelbar bzw. unverfälscht erfassen; Demmerling/Landweer, *Philosophie der Gefühle* (2007), S. 24; Vogel, *Emotionspsychologie* (1996), S. 41 u. 140. Vgl. auch die Bemerkung der Philosophin Landweer, *Sozialität und Echtheit der Gefühle* (2007), S. 83: »Welche Gefühle die fremden Personen in anderen Epochen, in anderen Kulturen und Milieus tatsächlich hatten und haben, was ihre authentischen Gefühle waren und sind, kann aus der Aussenperspektive nie mit Sicherheit gewusst werden, auch wenn Anhaltspunkte dafür zu gewinnen sind. Traurig aber wäre, wenn wir deshalb, weil keine trennscharfen Kriterien für die Echtheit von Gefühlen möglich sind, diese gar nicht mehr wissen wollten. Es gilt, die Sehnsucht nach dem Authentischen – ein Gefühl also, in seiner Spannung zum Wissen, dass es keine Gewissheit bei der Interpretation des Erlebens anderer (und vielleicht noch nicht einmal beim eigenen Erleben) – auszuhalten. Nicht mehr und nicht weniger.« Angesichts dieser Einsicht überrascht allerdings, dass Landweer, ebd., S. 63, kategorisch festhält, Gefühle »unterliegen einem kulturellen Wandel und sind normativ geprägt«. Wie kann das Authentische normativ geprägt sein, und woher *wissen* wir, dass das Authentische normativ geprägt ist? Möglicherweise gibt es überzeitliche rhetorische Techniken, Authentizität von Gefühlen zu suggerieren. Zur Lehre solcher Techniken im 17. Jh. vgl. Goldsmith, »Exclusive conversations« (1988), S. 165–167; zur »Rhetorik der Aufrichtigkeit« vgl. Benthien/Martus (Hg.), *Die Kunst der Aufrichtigkeit im 17. Jahrhundert* (2006). Landweer vertritt übrigens eine »weiche« Variante des sozialen Konstruktivismus, wonach Gefühle

Dennoch wird die Erwartung am Leben erhalten, über die Analyse dieser Repräsentationen von Emotionen an die Emotionen selbst heranzukommen.²⁴ Dies suggerieren nicht zuletzt die Titel einschlägiger Studien.

Die historische Emotionsforschung ist hin und her gerissen zwischen Wunsch und Wirklichkeit.²⁵ Einerseits verdankt sie ihren Boom dem weit verbreiteten bzw. evozierten Wunsch, der unmittelbaren Erfahrung anderer Menschen (auch in früheren Jahrhunderten) zu ›begegnen‹.²⁶ Andererseits muss sie erkennen, dass sie gerade diesen Wunsch nicht erfüllen, sondern ›nur‹ die Analyse von Diskursen, Konzepten, Bezeichnungen, Bewertungen, Ausdrucksformen – kurz: Repräsentationen – von Emotionen anbieten kann.²⁷ Um das öffentliche Interesse nicht zu verlieren und die Erwartungen potentieller Leser und Geldgeber nicht zu enttäuschen, spricht die Historische Emotionsforschung ständig von Emotionen, erforscht jedoch meist Anderes. Dieses Andere (Bewertungen, Bezeichnungen, Darstellungen von Emotionen) aber untersucht sie zum großen Teil schon seit Jahrzehnten!

Dass wir an die ›tatsächlichen‹ Gefühle der historischen Akteure nicht herankommen,²⁸ wird also von Historiker(innen) offen eingeräumt.²⁹ Deshalb

von kulturellen Einflüssen *und* von der biologisch-physiologischen bzw. neurologischen Verfasstheit des Menschen bestimmt werden (S. 66f.).

24 Vgl. etwa Forster, »Weibliches Gefühlsrepertoire« (2007), S. 279: »Lässt sich das individuelle Gefühlsempfinden von verstorbenen Personen auch nicht mehr direkt abfragen, so haben Historiker(innen) doch die Möglichkeit, sich den Emotionen über den Zusammenhang von thematisierten Gefühlen in Quellen, beschriebenen auslösenden Situationen und Reaktionen zumindest anzunähern.« (Forster scheint hier an so etwas wie »emotional scripts« zu denken).

25 Vgl. auch unten Abschnitt 6.

26 Die Ausstellung »Emotionen – natürlich« im Historischen Naturmuseum in Neuchâtel (Schweiz) vom 30. Nov. 2014 bis 29. Nov. 2015 kommt diesem Interesse nach »Emotion pur« dadurch entgegen, dass sie interaktive Erfahrungen der Besucher mit Emotionen ermöglicht.

27 Dieser Zwiespalt zeigt sich etwa bei Rosenwein in der AHR Conversation 2012, S. 1515. Denn auf die Frage »What are the changes that we can see in the history of *emotions*« (Hervorhebung R.S.), zählt sie auf: den Wandel in der *Bewertung* einzelner Emotionen; Veränderungen in der *Bezeichnung* für Emotionen sowie in den *Ausdrucksformen* von Emotionen; einen Wandel der *Orte*, an denen Emotionen gezeigt oder aber auch nicht gezeigt werden konnten. Damit befinden wir uns aber in den (traditionellen) Bereichen der Ideengeschichte, historischen Semantik, Kommunikationsgeschichte und Sittengeschichte. Die Formel »history of emotions« suggeriert jedoch, es werde eine Geschichte der Gefühle geboten. Die medienwissenschaftliche Erforschung der »historischen Beziehung von Medien und Emotionen« hat sich vor allem auf drei Bereiche konzentriert: »[1] die mediale *Repräsentation* von Gefühlen, [2] die emotionale Wirkung von Medien und [3] den *Diskurs* über die Wechselwirkung zwischen Medien und Emotionen«; Bösch/Borutta, Medien und Emotionen in der Moderne (2006), S. 33 (Hervorhebung R.S.).

28 Zur Diskussion darüber, ob es solche ›eigentlichen‹, ›tatsächlichen‹ Gefühle überhaupt gibt, s. u. Abschnitt 3.

29 Vgl. etwa Rosenwein, Worrying about emotions (2002), S. 839 A. 70 (sogar bei Tagebüchern

müssten wir uns damit begnügen zu erforschen, »wie sich die *Vorstellungen* von Emotionen, ihre *Bewertungen*, die *Konzepte* über den Zusammenhang von Körper und Psyche und deren Begründungen verändert haben«. ³⁰ Trotz dieser Erkenntnis suggerieren emotionsgeschichtliche Studien aber immer wieder, sie könnten uns über die Gefühle der Menschen vergangener Jahrhunderte unterrichten. Dabei greifen sie auf sozialkonstruktivistische Argumente zurück.

3. Geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung und Sozialkonstruktivismus

Um zu beweisen, dass der Zugang zu den Gefühlen der Menschen früherer Jahrhunderte doch nicht versperrt sei, bedient sich die neuere kulturwissenschaftliche Emotionsforschung vor allem eines soziologischen Theoriemodells: des sozialen Konstruktivismus. ³¹ In dem Meinungsstreit zwischen Essentialisten, Universalisten bzw. Neuropsychologen (»Darwinisten«) einerseits und Sozialkonstruktivisten, Relativisten andererseits um die Historizität oder aber Universalität von Gefühlen stell(t)en sich Historiker(innen) eindeutig auf die sozialkonstruktivistische Seite. ³²

sei nicht auszumachen, ob die dort ausgedrückten Gefühle authentisch oder als nur konventionell oder idealisiert einzustufen seien).

30 Hammer-Tugendhat/Lutter. *Emotionen im Kontext* (2010), S. 11 (Hervorhebungen R.S.). Ähnlich äußern sich: Lutter, *Geschlecht, Gefühl, Körper* (2007), S. 15; Lutter, *Preachers* (2012), S. 50 (»cultural historians generally agree that they [emotions] can never be grasped directly, but only be traced via language and other representations such as pictures or material culture«); Frevert, *Vertrauen* (2000), S. 182; Liliequist, *The political rhetoric of tears* (2012), S. 204. Auch Plamper, *Geschichte und Gefühl* (2012), der die Auffassung vertritt, Emotionen besäßen eine Geschichte, sieht sich zuletzt verwiesen auf die Geschichte von *Emotionskonzepten* und kulturellen Mustern (S. 345–348). Bei Plamper, *Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle?* (2010), finden sich vergleichbare Aussagen von Barbara Rosenwein (S. 61 f.: die historischen Texte würden »nur« zeigen, »wie einige Menschen meinten, sich zu fühlen«) und Peter Stearns (S. 66) Im Übrigen gilt: Was jemand im Mittelalter oder in der Frühen Neuzeit »wirklich« gefühlt hat, können uns auch die Neurowissenschaften nicht lehren.

31 Dass dieses Theoriemodell letztlich auf Grundgedanken des sog. semiotischen Pragmatismus eines Charles Sanders Peirce (1839–1914) basiert, ist zu entnehmen den Ausführungen von Klaus Oehler, *Einführung in den semiotischen Pragmatismus*, in: U. Wirth (Hg.), *Die Welt als Zeichen* (2000), S. 13–30, bes. S. 16, 26 u. 28.

32 Dies sieht so auch Barbara H. Rosenwein in der *AHR Conversation* 2012, S. 1515: »The social constructionist view of emotions (to which, I think, all of us more or less subscribe) by implication suggest that as societies change, so will emotions.« Allerdings distanzieren sich die beiden männlichen Teilnehmer der »Gesprächsrunde« (Jan Plamper, William M. Reddy) im Unterschied zu den vier weiblichen Teilnehmern z. T. recht deutlich vom sozialen Konstruktivismus. So meint etwa Plamper (ebd., S. 1528), der soziale Konstruktivismus habe als »a nominalist enterprise« in den 1980er Jahren in der Anthropologie seinen Zenit gehabt, die aktuelle Geschichtswissenschaft sei jedoch anti-nominalistisch (»history as currently prac-

Der Grundgedanke des Sozialkonstruktivismus besteht in der Annahme, dass die Menschen einer Gesellschaft das für die Wirklichkeit halten, was sie selbst durch ihr Sprechen und Handeln erst zur Wirklichkeit gemacht haben. Es gibt also keine Wirklichkeit vor und außerhalb der Sprache bzw. der sozialen Interaktionen.³³ Übertragen auf den Bereich der Emotionen heißt dies, dass Emotionen nur insoweit existieren als sie zuvor sprachlich bezeichnet oder erzählt worden sind – in Lexika, Autobiographien, Talkshows, Romanen oder politischen Reden.³⁴ Das Gefühlsleben der Menschen einer Epoche oder einer

ticed is anti-nominalist»). Meine Lektüre der gegenwärtigen geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung kommt zu einem anderen Ergebnis (s. u. Kap. V und VI). So schreiben etwa Borutta/Verheyen, Vulkanier und Choleriker? (2010), S. 18: »Der vorliegende Sammelband nimmt [...] eine gemäßigt sozialkonstruktivistische Position ein, die mittlerweile auch in der Geschichtswissenschaft dominiert.« Auch Reddy, *The navigation of feeling* (2001), S. 44f., ist der Auffassung, der Konstruktivismus sei die gängigste Doktrin unter den Anthropologen (seiner Zeit). Plampers kritische Position gegenüber dem sozialen Konstruktivismus kommt darin zum Ausdruck, dass er der Sprache *auch* eine referentielle bzw. denotative Funktion zubilligt. Sie beziehe sich (auch) auf etwas, was ihr vorausgehe. Demzufolge, so Plamper, existierten Emotionen auch ohne dass sie bezeichnet worden seien (ebd. S. 1528). Reddy nimmt eine mittlere Position ein. Er kritisiert neurowissenschaftliche Publikationen, die kulturell bestimmte Verhaltensmuster als naturbestimmt ausgeben (ebd. S. 1509), und er begründet seine Skepsis gegenüber der sozialkonstruktivistischen Theorie mit drei Argumenten: Es seien kulturübergreifende emotionale Dispositionen nachweisbar (etwa das Verlangen nach einem bestimmten begehrten Sexualpartner; ebd., S. 1517); »emotional styles« seien nicht nur »soziale Konstruktionen«, sondern soziale Realität (ebd. S. 1517); unsere sinnliche und emotionale Wahrnehmung werde von neuronalen Prozessen (»top-down processing effects«) gesteuert, die mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht auf kulturelle Einflüsse zurückzuführen seien. In derselben ARH Conversation (2012) plädiert die Afrikanistin Julie Livingston zwar für eine Berücksichtigung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in der kulturwissenschaftlichen Emotionsforschung, bemängelt aber an den Neurowissenschaften, dass diese ein Gefühl als vor-sprachliche, vor-kulturelle innere Erfahrung unterstellten. Livingston kann nur eine sozialkonstruktivistische Position akzeptieren (ARH Conversation 2012, S. 1507). Die Möglichkeit, dass sich eine emotionale Erfahrung zumindest teilweise bestimmten kulturübergreifenden Elementen verdanke, dass aber die Versuche, diese Erfahrung zu artikulieren, auf kulturell geprägte Sprachformeln zurückgreifen müssten, zieht Livingston gar nicht erst in Betracht – obwohl dies mit einer »laschen« sozialkonstruktivistischen Position durchaus vereinbar gewesen wäre. Vgl. auch unten Kap. V Einleitung.

33 Letztlich reicht die Annahme, die Welt sei uns immer schon als Konstruktion unserer Ansichten von ihr gegeben, bis in die Sophistik des 5. Jhs. v. Chr. zurück; vgl. Sier, *Der Körper als Zeichen* (2002), S. 78.

34 So etwa der Philosoph und Konstruktivist Solomon, *True to our feelings* (2007), S. 135: Die Sprache, die wir benutzen, um auf Emotionen zu referieren, sei teilweise für die Ausbildung dieser Emotionen verantwortlich. »Language shapes emotions and emotional experience« (ebd.). Dass der Gefühlswordschatz einer Epoche »den Radius dessen ein(enge), was überhaupt gefühlt werden kann und soll«, meint auch Frevert, *Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?* (2009), S. 205. Auch Frevert, *Angst vor Gefühlen?* (2000), S. 99, folgt dem sozialen Konstruktivismus, der auf der Annahme basiere, »daß es Gefühle an sich gar nicht gebe, sondern daß Gefühle lediglich das Ergebnis ordnender, auswählender und deutender Diskurse bzw. Mechanismen seien«.

Gemeinschaft werde folglich durch die Art und Weise bestimmt, in der über Gefühle gesprochen werde.³⁵ Demnach führt uns, so wird unterstellt, die linguistische Analyse des einschlägigen Wortschatzes direkt an die Gefühlswelt einer Gemeinschaft heran.³⁶ Wenn es jenseits der sprachlichen Beschreibungen keine Emotionen gibt, darf man, so schließen die sozialkonstruktivistisch orientierten Historiker, *Emotionsäußerungen* mit den *Emotionen* gleichsetzen.³⁷ Allein schon aus zeichentheoretischen Überlegungen heraus muss jedoch die in geschichtswissenschaftlichen Studien anzutreffende Gewohnheit, austauschbar von ›Emotionen‹ und ›Emotionskonzepten‹, von ›Emotionen‹ und ›Emotionsbezeichnungen‹ bzw. ›Emotionswörtern‹ zu sprechen, irritieren. Die Bezeichnung für ein Phänomen kann nicht dieses Phänomen selbst sein.³⁸ Dennoch waren und sind viele Emotionshistoriker überzeugt, über die Analyse von Emotionsbezeichnungen oder von Konzeptualisierungen von Emotionen doch noch an die Gefühle selbst heranzukommen.

Warum aber, so fragt man sich, äußern sich zahlreiche Historiker – auch solche, die dem Sozialkonstruktivismus folgen – dahingehend, wir könnten die eigentlichen Gefühle der Menschen nicht erfassen, sondern müssten uns mit

35 Zu dieser Sprachlastigkeit des Sozialkonstruktivismus vgl. unten Kap. III C und E, und Kap. IV 4.

36 Einen ähnlichen Zweck verfolgt die Annahme, *Emotionskonzepte* seien Teil dessen, was *Emotionen* seien (»what emotions are«). Begründet wird diese Annahme mit der These, dass die Konzeptualisierungen von emotionalen Erfahrungen die emotionalen Erfahrungen bestimmten und deshalb uns heute die nötigen Informationen über das emotionale Erleben in vergangenen Jahrhunderten lieferten. Vgl. etwa Rosenwein, *Emotional communities* (2006) (passim); Hammer-Tugendhat/Lutter, *Emotionen im Kontext* (2010), S. 9; Lutter, *Preachers* (2012), S. 50; Frevert, *Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?* (2009), S. 205.

37 Vgl. etwa die Formulierungen von Barbara Rosenwein bei Plamper, *Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle?* (2010), S. 57: »Wenn in der Vulgata ein ›bekanntes‹ Emotionswort von Cicero als Synonym eines anderen Wortes benutzt wird, oder häufig mit diesem anderen Wort in Verbindung gebracht wird – eines Wortes, das noch nicht als Emotion identifiziert wurde –, so kann man dieses Wort eine Emotion nennen. Die lateinischen Wörter für ›Liebe‹ und ›geliebte‹ [sic] galten schon im Römischen Reich als Emotionen [...].« Doch Emotionswörter sind nicht Emotionen, sondern bezeichnen Emotionen. In der englischen Version des Beitrags, die in der Zeitschrift *History and Theory* 49,2 (2010) 237–265, erschienen ist, begegnet dieselbe Gleichsetzung von *word* und *emotion* (ebd. S. 254), mit einer einzigen Ausnahme: Die Aussage »eines Wortes, das noch nicht als Emotion identifiziert wurde«, lautet dort (S. 254): »(a word) that is as yet not identified as *signifying* an emotion« (Hervorhebung R.S.). Damit wird korrekt zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem unterschieden. Auch Rosenwein, *Emotional communities* (2006), S. 159, verwendet »affectionate words« and »emotions« austauschbar.

38 Auch aus philosophischer Sicht wird zu bedenken gegeben, dass die »Beschreibung eines Gefühls« und das »Erleben eines Gefühls« nicht dasselbe seien. Demmerling/Landweer, *Philosophie der Gefühle* (2007), S. 24 u. 32. Vgl. auch unten Kap. IV 3 a »Biogenetische Grundlagen« (Turner 2000 zur unterschiedlichen Geschwindigkeit von Sprechen und Denken), Kap. IV 4 (Emotion und verbale Ausdrucksformen), Kap. V 8 (Forschungsbericht Frevert 2009), Kap. VII (Zeichentheorie) und Kap. VIII 1 d.

deren Repräsentationen bescheiden?³⁹ Wenn als Gegenstand der geschichtswissenschaftlichen Emotionsstudien nicht Emotionen, sondern *Repräsentationen* von Emotionen genannt werden,⁴⁰ müsste die Differenz von ›Sache‹ und Repräsentation dieser ›Sache‹ durchgehend berücksichtigt werden. Denn der Terminus *Repräsentation* zeigt stets eine Distanz der Repräsentation (ob nun in der Bedeutung von ›Darstellung‹, ›Vorstellung‹ oder ›Vertretung‹) zur repräsentierten *res* an.⁴¹

Für den hier erkennbaren Widerspruch zwischen geschichtswissenschaftlicher Betonung der Differenz von Emotion und Repräsentation einerseits und der Gleichsetzung von Emotion und Repräsentation (etwa Emotionswörter) andererseits sind mehrere Erklärungen möglich. Vielleicht hegen die Historiker – wie manche Philosophen, die sich mit der Sprache der Emotionen befassen – Zweifel gegenüber der unterstellten Kongruenz von Sprache und Gefühl.⁴² Vielleicht trennen sie sich ungerne von der vertrauten Vorstellung von Gefühl als eines inneren psychischen Zustandes, der kaum in Worte zu fassen ist.

Meines Erachtens ist das Schwanken zwischen dem Zweifel, an die Gefühle der Menschen heranzukommen, und der Zuversicht, deren Emotionen doch erfassen zu können, vor allem durch eine unreflektierte Mischung zweier Varianten des Sozialkonstruktivismus bedingt: einer ›starken‹ (rigiden) und einer ›schwachen‹ (abgeschwächten) Form.⁴³ Für die Anhänger des rigiden Sozial-

39 Einige Studien begnügen sich explizit mit der Analyse von Konzepten einer Emotion. Freilich nährt der jeweilige Kontext doch die Erwartung, der Leser erfahre etwas über Emotionen. Dies ist etwa der Fall beim Beitrag der Soziologin bzw. des Soziologen Eva Illouz/Eitan Wilf, *Hearts or wombs? A cultural critique of radical feminist critiques of love*, in: Debra Hopkins u. a. (Hg.), *Theorizing emotions* (2009), S. 121–142, S. 123. Der Beitrag handelt dezidiert von den »conceptions of love at work in Israeli culture« (Hervorhebung R.S.), erscheint aber innerhalb eines Sammelbandes, der vorgibt, über Emotionen zu informieren. Becker, *What makes us modern(s)?* (2009), spricht ebenfalls »nur« von »conceptualizations of emotions« (S. 216) oder von »a new appreciation of emotionality« (S. 195). Auch wenn man einräumt, dass Diskurse über Emotionen die Emotionen bzw. emotionales Handeln beeinflussen, lehren uns die Bewertungen einer Emotion nicht, wie sich jemand in einer bestimmten Situation gefühlt hat.

40 Vgl. auch unten Kap. V 5 zum Forschungsbericht von Martina Kessel.

41 Ein ganz anderer Sachverhalt liegt im Falle der ›Performances‹ von Emotionen vor. Folgerichtig definieren sich ›Performances‹ (im Sinne von ›Präsentationen‹) durch die Abgrenzung von ›Repräsentationen‹. Vgl. dazu unten Kap. VIII 4.

42 Vgl. etwa Hartmann, *Die Repsychologisierung des Geistes* (2002), S. 206: »Wie sich Trauer ›anfühlt‹, lässt sich möglicherweise überhaupt nicht angemessen in Sprache artikulieren, auch wenn das fühlende Subjekt durchaus in der Lage ist, Trauer von Traurigkeit oder Melancholie zu unterscheiden«.

43 Rosenwein, *Eros and Clio* (2003), S. 433, unterscheidet »strong« social constructionists«, denen zufolge es keine basale, sondern nur kulturell bestimmte Emotionen gebe, und »weak« social constructionists«, die eine generelle menschliche Disposition zum Fühlen einräumen, von deren unterschiedlicher soziokultureller Ausprägung aber überzeugt seien. Ausführlicher zu dieser vermittelnden Position unten Kap. III B.

konstruktivismus sind Emotionen total soziokulturell bedingt; Vertreter der milden Form räumen eine psychophysiologische Basis ein, die aber durch soziale Faktoren beeinflusst sei.⁴⁴ Nur so ist es verständlich, dass geschichtswissenschaftliche Emotionsstudien, obwohl sie einen konstruktivistischen Ansatz wählen,⁴⁵ dem Vorwurf ausgesetzt sind, sie praktizierten einen essentialistischen Ansatz.⁴⁶ Denn die Auffassung, Emotionen seien vor allem soziokulturell bedingt, mischt sich bei Historikern oft mit der Auffassung von einer universellen psychischen Struktur (»Natur«) des Menschen, die freilich historischen Veränderungen unterworfen sei.⁴⁷ Diese Position wird aber vom strikten sozialen Konstruktivismus als essentialistisch abgelehnt.⁴⁸ Die rigide Variante vertritt die Auffassung, es gebe nichts, was den soziokulturellen Einflüssen vorausliege und von diesen geformt werde.⁴⁹

Der strikten sozialkonstruktivistischen Theorie nach verschaffen sich Emotionen nicht Ausdruck in der Sprache, sondern Emotionen existieren nur im Sprechen, sie ereignen sich als Sprechen:⁵⁰ Emotion ist demzufolge ein (per-

44 Roper, Beitrag bei Biess, Discussion Forum »History of emotions« (2010), S. 70, scheut sich nicht zu sagen, dass menschliches Verhalten zu einem gewissen Grad angeboren sei.

45 Dieser Ansicht sind auch Bourke, *Fear and anxiety* (2003), S. 113; Verheyen, *Geschichte der Gefühle* (2010), S. 4.

46 So wirft etwa Bähr, *Die Furcht der Frühen Neuzeit* (2008), allen vorangegangenen kulturhistorischen Erklärungen von (religiös begründeter) Furcht und Furchtbewältigung in der Frühen Neuzeit eine »Anthropologisierung und Essentialisierung von Furcht und Angst« vor (S. 307), obwohl diese meist diskursgeschichtlich arbeiten und den besonderen Stellenwert der Furcht im 16./17. Jh. zu beschreiben versuchen.

47 Prevenier, *Methodological and historiographical footnotes* (2005); Frevert, *Vertrauen* (2000), S. 182; Frevert, *Emotions in history – lost and found* (2011), S. 211. Auch Aschmann, *Vom Nutzen und Nachteil der Emotionen* (2005), scheint von einer »Substanz« Emotion auszugehen, die sich dann in der Geschichte verändere.

48 Burr, *Social constructionism* (2003), S. 6.

49 Dass die soziale Realität der Auffassung, Emotionen seien soziokulturell bestimmt, zuweilen eklatant widerspricht, lässt sich entnehmen einer Studie von Rainer Dollase, *Die Asozialität der Gefühle*, in: Wilhelm Heitmeyer/Rainer Dollase (Hg.), *Die bedrängte Toleranz*, Frankfurt a.M. 1996, S. 120–141. Einerseits erwarte die gegenwärtige deutsche Gesellschaft als Norm im Umgang gegenüber »Fremden« Mitmenschlichkeit, andererseits bezeuge die Wirklichkeit, dass die meisten Deutschen Angst und Hass gegenüber »Fremden« empfänden. Meines Erachtens könnte man diese Diskrepanz zwar mit konkurrierenden gesellschaftlichen Leitbildern (veröffentlicht-öffentliche *political correctness* vs. politische und wirtschaftliche Interessen) erklären. Doch wäre dadurch nicht erklärt, warum die Mehrheit der Deutschen emotional dem fremdenfeindlichen Leitbild folgt. Zu Dollases Aufsatz vgl. auch Flam, »From emotional »man«, with love« (2006), S. 209. Vgl. auch Kap. III (Anm. 134) und Kap. VI (Anm. 645).

50 Geoffrey M. White, *Representing emotional meaning: Category, metaphor, schema, discourse*, in: Michael Lewis u. a. (Hg.), *Handbook of emotions*, 2. Aufl., New York/London 2000, S. 30–44 (dieser Beitrag ist nicht in die 3. Aufl. 2008, aufgenommen worden), bes. S. 39–42, regt an, »emotions as discourse« zu untersuchen (S. 39). Im sozialen Alltag erfülle das Reden über Emotionen wichtige Funktionen. So habe bei den Cheke Holo (einem Stamm auf der Insel Santa Isabel im südwestlichen Pazifik) das Reden über »Traurigkeit« und

formativer) Sprechakt. Emotionen seien nicht etwas was man habe, sondern etwas was man tue.⁵¹ Diese Auffassung teilt auch die *practice theory*, eine Variante des Sozialkonstruktivismus.⁵² Von dieser Perspektive aus besteht Emotionsforschung in der Analyse von Sprechakten bzw. von sozialen Interaktionen und Praktiken.⁵³ Dies impliziert eine größtmögliche Distanzierung vom Repräsentationsgedanken. Performanz einer Emotion und Repräsentation einer Emotion stellen zwei völlig unterschiedliche Erscheinungsformen von Emotionen dar.⁵⁴ Wer Emotionen als Performances von Emotionen begreift, muss nicht nach einem ›Dahinter‹ fragen – was fühlt der Darsteller? –, sondern kann sich mit der Beschreibung des äußerlich Sichtbaren begnügen.⁵⁵

Die sozialkonstruktivistische Auffassung von Emotionen als einem ›Tun‹ entledigt sich also der Frage nach den ›innersten‹ Gefühlen von Menschen, indem sie die Differenz von Außen und Innen für nichtexistent erklärt. Damit aber wird eine Position bezogen, die dem zeitgenössischen Interesse an dem, was jemand ›wirklich‹ und ›eigentlich‹ fühlt, diametral entgegensteht. Dieser Umstand müsste meines Erachtens in der öffentlichen Vorstellung des *emotional turn* deutlich herausgestellt werden.

›Scham‹ den Zweck, ›Zorn‹ zu zeigen (S. 40). Hier werden der performative Aspekt des Redens über Emotionen (das Tun) und Emotionen (als Prozess) kurzgeschlossen. Dadurch werde es möglich, »the interaction of affective, cognitive, and social-interactional processes« zu analysieren.

51 Burr, *Social constructionism* (2003), S. 17.

52 Scheer, *Are emotions a kind of practice?* (2012), kritisiert zwar den linguistisch dominierten sozialen Konstruktivismus – er habe den Körper aus der Geschichte verdrängt –, folgt ihm aber in diesem Punkt. Auch für Scheer, die von der *practice theory* her argumentiert, besteht Emotion in einem ›Tun‹ (*doing emotions*); Scheer (2012), S. 194 u. 209.

53 Vgl. etwa Burkett, *Emotions and social relations* (2014) (Emotionen würden im Kontext sozialer Interaktion entstehen). Der Vorwurf der Anthropologin Lyon, *Missing emotion* (1995), S. 251, der Sozialkonstruktivismus lasse das Problem der Relationierung von Emotion als innerem Zustand und Emotion als einem sozialen Konstrukt unberücksichtigt, ließe sich von Seiten des Sozialkonstruktivismus mit dem Argument kontern, es gebe keine Differenz von Innen und Außen, weil Inneres und Äußeres zusammenfielen. (Böhme, *Gefühl* [1997], S. 529f., unterstellt aber gerade diese Position auch dem Konstruktivismus: er sei noch im traditionellen anthropologischen Dualismus [Körper vs. Seele/Geist; Innen vs. Außen] befangen). Vgl. dazu auch unten Kap. X (Einleitung). Armon-Jones, *The thesis of constructionism* (1986), bes. S. 44–55, versucht aus einer sozialkonstruktivistischen Position heraus, die Schwierigkeiten, die die phänomenologische Auffassung von einer Differenz von innerem Fühlen und sprachlicher Repräsentation dem Sozialkonstruktivismus bereitet, zu beheben, indem sie den Begriff ›Fühlen‹ neu fasst. Zur Kritik am konstruktivistischen Ansatz s. u. Kap. III u. IV. Hier in Kap. I geht es lediglich um die argumentative Stimmigkeit geschichtswissenschaftlicher Emotionsstudien.

54 Vgl. dazu unten Kap. VIII 4.

55 Freilich sind solche Performances den Historikern nur in Form von sprachlichen oder bildlichen Repräsentationen überliefert, was die Deutung dieser Repräsentationen als Performances erschwert.

Die beiden hier skizzierten Positionen – ein ›lascher‹ Konstruktivismus (ein ererbtes Psychogramm werde in verschiedenen Epochen und Kulturen unterschiedlich modifiziert)⁵⁶ und ein rigider Konstruktivismus (Emotionen existierten nur als Sprechakt bzw. als soziale Interaktion) – sind unvereinbar. Deshalb *muss* es zu Unstimmigkeiten in Emotionsstudien kommen, die zwischen beiden Positionen lavieren.⁵⁷ Gemäß ersterer Position geht sozialem Handeln ein psychischer Prozess voraus, während für die zweite Position soziales Handeln und Emotion zusammenfallen. Dennoch finden sich in geschichtswissenschaftlichen Studien oft beide Positionen unreflektiert nebeneinander.

Somit stehen wir vor einem paradoxen Befund. Der soziale Konstruktivismus, auf den Emotionshistoriker(innen) zurückgegriffen haben, um zu belegen, dass auch Wortschatzuntersuchungen und Emotionskonzepte Einsichten in das Innere von Menschen gewähren, hat in seiner ›starken‹ Version dazu geführt, die Vorstellung von einem ›inneren Gefühl‹ zu verabschieden und stattdessen Emotionen als eine Art von Performanz zu verstehen.

Immerhin haben die Hinweise auf die zwei Varianten des Sozialkonstruktivismus geholfen, das Schwanken von sozialkonstruktivistisch ausgerichteten Emotionshistorikern zwischen der Aussage, wir kämen an die Gefühle der Menschen vergangener Jahrhunderte nicht heran, einerseits und der Aussage, linguistische Analysen des Emotionswortschatzes einer Gesellschaft würden uns genau dies gestatten, andererseits wenigstens zum Teil zu erklären. Freilich ändert dies nichts an der Tatsache, dass die aktuelle geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung widersprüchliche Signale sendet: (a) Sie könne uns nichts über Emotionen, sondern nur etwas über deren Repräsentationen mitteilen; (b) diese Repräsentationen seien jedoch mit den Emotionen gleichzusetzen; (c) es gebe überhaupt kein psychisches Innere, weshalb das Fragen danach müßig sei. Mit letzterer Aussage ist gegenüber dem anfangs erwähnten medialen Hype um das Emotionale eine Kehrtwendung um 180 Grad vollzogen.

56 Freilich ist innerhalb des ›weichen‹ Konstruktivismus keineswegs geklärt, wie die Relation von ›Biologisch-Natürlichem‹ und soziokulturell bedingtem Emotionsmodell zu bestimmen sei: Sind einige Emotionen (etwa die sog. Primäremotionen) gänzlich genetisch bedingt, andere (etwa die sozialen Emotionen wie Scham und Neid) ganz kulturell geprägt? Oder sind alle Emotionen ein wenig soziokulturell und ein wenig physiologisch-biologisch bestimmt? Überdies bleibt unklar, inwieweit sich die ererbten psychophysiologischen Faktoren innerhalb der Emotionsgeschichte immer wieder als beharrendes, blockierendes, widerständiges und widerstrebendes Moment bemerkbar machen, wenn es um soziokulturell geforderte emotionale ›Anpassungen‹ geht. Auch die Praktiken des Verzögerns von emotionsrelevantem Wandel gehören in eine ›Geschichte der Gefühle‹. Gegen die Auffassung von einer ›Widerständigkeit‹ des Körpers argumentiert die Praxistheorie; s.u. Kap. III E.

57 Armon-Jones, The thesis of constructionism (1986), bes. S. 37–39, stellt eine »strong« und eine »weaker« Variante des Konstruktivismus einander gegenüber und gibt zu erkennen, dass eine Vermischung widersinnig wäre.

4. Was sind Emotionen?⁵⁸

In Abschnitt 2 wurde von den Enttäuschungen der Rezipienten emotionsgeschichtlicher Studien gesprochen. Abschnitt 3 hat Widersprüche in der Formulierung geschichtswissenschaftlicher Ambitionen zu erklären versucht und dabei auf unterschiedliche theoretische Konzepte hingewiesen. Denkbar ist, dass die Enttäuschungen der Leser geschichtswissenschaftlicher Emotionsstudien einer *falschen, überholten Vorstellung* von Emotionen geschuldet sind, vielleicht derselben falschen Vorstellung, die noch heute das alltagsweltliche Sprechen über Emotionen beherrscht. Demnach sind Gefühle etwas, das ein Mensch in seinem Inneren spürt und nur schwer in Worte fassen kann. In Abschnitt 3 wurde jedoch mit dem Hinweis auf den Sozialkonstruktivismus bzw. die Praxistheorie schon angedeutet, dass es Tendenzen in der kulturwissenschaftlichen Emotionsforschung gibt, gerade diese traditionelle Vorstellung von einem Äußeren (Körper) und Inneren (Gefühl) abzuwehren. Freilich sind dies »nur« soziologische Theoriemodelle. Welche Position beziehen aber philosophische und psychologische Emotionstheorien? Sollten die Emotionstheorien auch dieser Disziplinen die Auffassung vertreten, es gebe dieses psychische Innere, wonach wir ständig suchten, gar nicht, müssten die enttäuschten Leser für ihre Enttäuschung ihre eigene Unkenntnis verantwortlich machen. Doch wäre damit der Widerspruch zwischen den Versprechungen des *emotional turn*, neue Erkenntnisse über dieses (angeblich existente) psychische Innere zu gewinnen, und der Erkenntnis, uns sei dieses Innere unzugänglich bzw. es existiere gar nicht, nicht erledigt.

Hier ist zu fragen, ob sich für die Widersprüche in der Formulierung geschichtswissenschaftlicher Erkenntnisziele über die bereits skizzierte Erklärung hinaus – rigider und abgeschwächter Sozialkonstruktivismus würden sich in kulturwissenschaftlichen Emotionsstudien mischen – eine weitere Begründung ausfindig machen lässt. Möglicherweise trägt auch die verwirrende Vielzahl von Emotionsdefinitionen zu den angesprochenen Unstimmigkeiten bei.

Dass Emotionen bzw. Gefühle – die Debatte um mögliche semantische Differenzierungen der beiden Begriffe sei hier zunächst ignoriert – ein komplexes und vieldimensionales Phänomen darstellen, haben Psychologie, Neuropsychologie, Philosophie, Soziologie, Anthropologie, Biologie u.a. zur Genüge herausgearbeitet. Deshalb ist bis heute kein Konsens darüber erreicht worden, was Emotionen sind (Definitionsproblem),⁵⁹ wie und wo sie im menschlichen

58 Vgl. auch unten Kap. III (Einleitung).

59 Dies konstatiert u. a. die Historikerin Frevert, *Emotions in history – lost and found* (2011), S. 23. Auch innerhalb der Philosophie der Gefühle ist »oft unklar, welche Phänomene genau ihr Gegenstand sind« (Landweer, *Struktur und Funktion der Gefühle* [2007], S. 8). Sicherlich wird man Emotionen bzw. Gefühle zumindest von *Instinkten* (rein biologisch bedingten

Körper entstehen (Lokalisierungsproblem), und welche Beziehung zwischen Erleben und Ausdruck von Emotionen besteht (Interferenzproblem). Es ist deshalb verständlich, dass sich in geschichtswissenschaftlichen Einzelstudien ganz unterschiedliche Vorstellungen von dem, was Emotionen seien, mischen – und widersprechen.

Dass bei allen Versuchen, das Phänomen Emotion/Gefühl zu definieren, dieses Phänomen mit konstituiert wird, wird daran deutlich, dass die zahlreichen Wissenschaften, die sich mit dem Phänomen ›Emotion‹ befassen, zu ganz unterschiedlichen Resultaten gelangt sind. Während die einen Beschreibungsmodelle Emotionen als ein Gesamtphänomen begreifen, zerlegen andere Wissenschaften den Gegenstand in Einzelteile und untersuchen dann deren gemeinsames Wirken. Es ist also damit zu rechnen, dass die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen, wenn sie von Emotionen reden, ganz Unterschiedliches meinen. Dieser Befund hat zur Einsicht geführt, dass es falsch sei, Emotionen als einen vorgängigen Gegenstand zu betrachten, den man, wenn man nur über die entsprechenden Methoden und Theorien verfügte, immer besser erfassen könne. Vielmehr müsse sich jede Disziplin bei der Erforschung von Emotionen darüber im Klaren sein, das sie ihren Gegenstand allererst konstituiere. Nur so ist zu erklären, dass Psychologen, Philosophen, Soziologen, Historiker u. a. große Schwierigkeiten haben, sich über ›Emotionen‹ zu verständigen. Jede Disziplin konstituiert das epistemische Objekt ›Emotion‹ wieder anders: als psychophysiologische Prozesse, als subjektive Erfahrung, als soziale Interaktion, als körperliche Veränderung, als kognitiven Vorgang, als kommunikative Performanz, als Praxis oder als all dies zusammen.

Zwar besteht weitgehend Konsens darüber, dass am Ent- und Bestehen von Emotionen psychophysiologische (neurale), kognitive und soziale Faktoren bzw. Körper und Bewusstsein beteiligt sind. Umstritten bleibt jedoch, welchem Faktor bzw. welcher Komponente welche Funktion in welcher Phase eines emotionalen Prozesses zukommt.⁶⁰ In den *Neurowissenschaften* ist man von der

Verhaltensmustern) und von *Trieben* (permanent präsenten Grundbedürfnissen) abgrenzen können. In den älteren Affektenlehren (bis ins 18. Jh.) ist allerdings zwischen Instinkten (Trieben, vitalen Strebungen) und Affekten (Emotionen) nicht unterschieden worden; dazu Newmark, *Passion – Affekt – Gefühl* (2008), S. 21–23. Zur Semantik der Termini *Affekt*, *Leidenschaft*, *Gefühl*, *Gemüt* u. a. im 18./19. Jh. vgl. den informativen Überblick von Frevert, *Gefühle definieren* (2011). Vgl. auch Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), bes. S. 192–202. Gould, *Moving politics* (2009), S. 20–22, versucht »affect« und »feeling« voneinander abzugrenzen, muss aber einräumen: »In practice, affect and emotions usually are simultaneously in play and can be difficult to distinguish«. »Affect« beschreibt sie als »nonconscious, noncognitive, nonlinguistic, noncoherent, nonrational, and predetermined«, Emotion entsprechend als das Gegenstück (S. 23).

60 In der Philosophie der Gefühle ist gerade deswegen diese Mehrkomponenten-Theorie äußerst umstritten. Die Historikerin Frevert, *Angst vor Gefühlen?* (2000), S. 98, folgt der Komponententheorie.

Zuordnung bestimmter Emotionen zu bestimmten Hirnarealen weitgehend abgekommen. Stattdessen rückt die interdependente ›Zusammenarbeit‹ ganz unterschiedlicher Nervenzellen im Gehirn in den Fokus der Neurowissenschaften.⁶¹

Große Akzeptanz in ›der‹ *Emotionspsychologie* hat eine Auffassung gefunden, wonach eine Emotion aus vier Komponenten bestehe: (a) der Wahrnehmung und Bewertung einer gegebenen Situation (Kognition, *appraisal*), (b) den körperlich-physiologischen Veränderungen bzw. Empfindungen, (c) dem gestischen bzw. motorischen Ausdruck (*expression*), und schließlich (d) dem kulturellen Code, der diese Gesten mit Bedeutung versehe.⁶² Von *Psychologen* und *Philosophen*, die nicht strikt dem sozialkonstruktivistischen Emotionsverständnis folgen und deshalb auch ein emotionsrelevantes ›Innen‹ annehmen, werden zu den genannten vier Elementen zwei weitere angeführt: die Tendenz zur Aktion, also Handlungsbereitschaft (›action readiness‹) und das subjektive Empfinden, d.h. die subjektive Erlebensqualität.⁶³ Die *Soziologin* Katharina Scherke unterscheidet ›fünf Dimensionen‹ des Emotionalen: die körperliche Dimension (physiologische Prozesse); die Ausdrucksdimension (u. a. Gefühlsinszenierungen); die Erlebnisdimension (das bewusste Erleben und »teilweise

61 Vgl. etwa David Sander, Amygdala, in: Sander/Klaus R. Scherer (Hg.), *The Oxford companion to emotion and the affective sciences*, Oxford 2009, S. 28–32; Corinna Wenzel, Julia Sommer u. a., mSYDIA, a Mammalian Synapse-Defective-1 Protein, Regulates Synaptogenic Signaling and Vesicle Docking: Neuron (published online June 19, 2013); Mattia Rigotti, Omri Barak u. a. (2013), The importance of mixed selectivity in complex cognitive tasks: Nature online, doi:10.1038/nature12160. Stark der älteren Forschung, die noch von einer weitgehend fixen Lokalisierung der für Emotionen ›zuständigen‹ Hirnareale ausging, ist verpflichtet Hans Hacker, Neuronale Rezeption emotionaler Inhalte der darstellenden Kunst, in: Herding/Krause-Wahl (Hg.) *Wie sich Gefühle Ausdruck verschaffen* (2007, ²2008), S. 53–64.

62 Vgl. Peggy A. Thoits, The sociology of emotions, in: *Annual Review of Sociology* 15 (1989) 317–342, S. 318; Klaus-Jürgen Bruder, Psychologie der Emotion. Der psychologische Diskurs über die Gefühle, in: Bruder, *Subjektivität und Postmoderne. Der Diskurs der Psychologie*, Frankfurt a.M. 1993, S. 167–201, bes. S. 181; Thomas Städtler, *Lexikon der Psychologie*. Wörterbuch, Handbuch, Studienbuch, Stuttgart 1998, S. 231b (er macht die kognitive Komponente für das Entstehen der Emotion verantwortlich; zur »Reaktionstrias« zählt er die neurophysiologischen Symptome, den motorischen Ausdruck und das erlebte Gefühl); Mees, *Zum Forschungsstand der Emotionspsychologie* (2006), bes. S. 107–117; Oatley/Jenkins, *Understanding emotions* (1996), S. 95–130 (Kap. 4). Noch weiter differenzieren Battacchi u. a., *Emotion und Sprache* (¹1997), S. 21 f.; Ulich/Mayring, *Psychologie der Emotionen* (²2003), S. 46–49 (sie nennen: 1. Ereignis; 2. Kategorisierung des Ereignisses durch die Gesellschaft; 3. Einschätzung des Ereignisses durch ein Individuum; 4. physiologische Reaktionsmuster; 5. Veränderung der Handlungsbereitschaft; 6. Ausdrucksverhalten [Mimik, Gestik, Stimme usw.]; 7. Regulation eines Gefühlszustandes).

63 Vgl. etwa Landweer, *Struktur und Funktion der Gefühle* (2007), bes. S. 9 (Gegenstandsbezug bzw. Intentionalität, Gefühlsausdruck, Handlungsimpulse, Qualität des jeweiligen Fühlens); Power/Dalgleish, *Cognition and emotion* (1997), S. 58, 100 f. u. 149–151.

auch dessen Verbalisierung«, auch Affektregulation); die Bewertungsdimension (Bewertung des subjektiven Erlebens durch die betroffene Person und durch Dritte); die Handlungsdimension (Motivation zu einem bestimmten Verhalten).⁶⁴

Jede Wissenschaftsdisziplin erschafft also den Gegenstand, nach dem sie sucht. Emotionen werden so als psychophysiologische Prozesse, soziale Interaktionen, kognitive Aktivitäten, Praktiken, Handlungsbereitschaften, u. a. definiert. Es gibt nicht Emotionen an sich, sondern bei unserer Suche nach den Emotionen schaffen zugleich wir den Untersuchungsgegenstand – sogar die Hirnforschung agiert so, weil sie die beobachteten neuralen Prozesse interpretieren muss.⁶⁵ Diese Erkenntnis lässt mehrere Schlüsse zu: a. Es könnte sein, dass unsere Vorstellung von Emotionen als etwas, das sich im Inneren eines Menschen vor den Blicken anderer verberge, auch eine Konstruktion ist; b. dann müsste die historische Emotionsforschung den Plan aufgeben, nach diesen ›inneren Gefühlen‹ zu suchen; c. dies wiederum müsste Anlass dazu sein, die Aufgaben und Ziele der geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung neu zu definieren.⁶⁶

5. Was ist der Gegenstand der Historischen Emotionsforschung?

Angesichts der Komplexität des Phänomens ›Emotion‹ und angesichts der unterschiedlichen Fokussierung und Konstituierung dieses Phänomens in den Disziplinen Neuropsychologie, Psychologie, Soziologie und Philosophie stellen sich für die geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung zwei Fragen. a. Welche Ressourcen stehen ihr zur Verfügung, um ein eigenes Profil von dem zu

64 Katharina Scherke, Auflösung der Dichotomie von Rationalität und Emotionalität? Wissenschaftssoziologische Anmerkungen, in: Flick/Hornung (Hg.), Emotionen in Geschlechterverhältnissen (2009), S. 23–42, S. 31. Eine umfängliche Komponentenaufzählung bieten P.N. Johnson-Laird/Keith Oatley, Cognitive and social construction in emotions, in: Michael Lewis (Hg.), Handbook of emotions, New York/London 2000, S. 458–475 (dieser Beitrag ist nicht in die 3. Aufl. [2008], übernommen worden), S. 459: »cognitions, evaluations, neurophysiological processes, somatic changes, subjective feelings, facial expressions, and behaviors«. Eine knappe Definition von »realen Emotionen« gibt Vendrell Ferran, Die Emotionen (2008), S. 18: »Sie haben eine kognitive Basis, können nicht nach Herzenslust ausgeschaltet werden, werden leiblich gefühlt, beeinflussen Denken und Wollen und richten sich auf Objekte in der Welt.« Weitere Aspekte emotionalen Erlebens nennt Fiehler, Kommunikation und Emotion (1990), S. 53–56, der auch die Fragwürdigkeit analytischer Differenzierungen erörtert.

65 Vgl. unten Kap. III A.

66 Die in Kap. V vorgestellten geschichtswissenschaftlichen Forschungsberichte tun dies nicht in der erforderlichen Weise.

entwerfen (bzw. zu konstituieren), was mit den Termini *Emotion* oder *Gefühl* bezeichnet wird?⁶⁷ b. Inwiefern hat sich in den vergangenen fünfzehn Jahren das, wonach man gesucht hat, durch diese Suche verändert? Es geht um den wissenschaftshistorischen Prozess der Konstituierung dessen, was bereits jahrelang erforscht worden ist: Emotionen.⁶⁸ Vereinzelt zeichnet sich in geschichtswissenschaftlichen Emotionsstudien die Tendenz ab, den Gegenstand Emotion immer wieder neu zu entwerfen. Es wird nicht (mehr) nach einem definitorisch vorgegebenen Phänomen Emotion gesucht, sondern danach gefragt, welche Verhaltensweisen, Einstellungen und Praktiken mit diesem mutmaßlichen Phänomen zu tun haben (könnten). Doch hat dieses behutsame Vorgehen auch den Nachteil, dass Emotionshistoriker bis heute im Unklaren darüber sind, wo ihre fachspezifischen Aufgaben liegen und was sie eigentlich untersuchen (sollen/wollen).⁶⁹

In ihrem äußerst informativen Forschungsbericht zur Emotionsgeschichte konstatiert die Historikerin Bettina Hitzer (2011), dass »bisher also weder Einigkeit über den Gegenstand und die Reichweite der Emotionsgeschichte noch über ihre Methoden besteht«. ⁷⁰ Auch bestehe »unter Emotionshistorikern und -historikerinnen« keine Einigkeit darüber, »was Emotionsgeschichte leisten kann und wie sie betrieben werden sollte«. ⁷¹ Und Nina Verheyen schreibt am Schluss ihres Forschungsberichts von 2010:

Die Produktivität der historischen Emotionsforschung, *die ihren Gegenstand beständig zu verfehlen droht*, wenn sie ihn dingfest machen möchte, ist aber deshalb noch keineswegs ausgemacht. ⁷²

Möglicherweise ist hierfür der bereits angesprochene Tatbestand verantwortlich, dass nicht nur die Historische Emotionsforschung, sondern die Emoti-

67 Zur Relation der beiden Termini unten Abschnitt 9.

68 Vgl. dazu unten Kap. V und VI.

69 Klar definiert die Philosophin Christine Voss ihren Gegenstandsbereich: eine Geschichte der Sichtbarkeit von Emotionen (wie äußern sich Emotionen?); eine Geschichte der Verstehbarkeit von Emotionen (über welche Fähigkeiten muss jemand verfügen, um Emotionen bzw. verbale und nonverbale Ausdrucksformen von Emotionen zu verstehen?). Vgl. Voss, *Narrative Emotionen* (2004) (Voraussetzung für ein rechtes Verständnis von Emotionen sei die Fähigkeit, eine Emotion auf exemplarische Situationen zu beziehen, S. 217–219).

70 Hitzer, *Emotionsgeschichte* (2011), S. 1.

71 Hitzer, ebd. Vgl. auch Jensen/Morat, *Die Verwissenschaftlichung des Emotionalen* (2008), S. 19: »Dem gestiegenen Interesse an Emotionsgeschichte stehen seit langem andauernde Schwierigkeiten gegenüber, den Aufgabenbereich der Emotionsforschung zu bestimmen.«

72 Verheyen, *Geschichte der Gefühle* (2010), S. 10 (Hervorhebung R.S.). Wenn ich Verheyen richtig verstehe, hält sie »Gefühle« für den Gegenstand der Historischen Emotionsforschung (Verheyen, S. 9). Es gebe wenige »zeithistorische Monografien, die Gefühle von vornherein ins Zentrum stellen« (Verheyen, S. 9).

onsforschung insgesamt ihren Gegenstand ›Emotion‹ mit konstituiert.⁷³ Sie schafft selbst das, was sie sucht, ein unbefriedigender Zustand.⁷⁴

Dieser Befund verschärft freilich die Frage nach der Relation von Konstituierung des Gegenstandes einerseits und der gelebten Wirklichkeit von Emotionen andererseits. Diese Frage ist geklärt, sofern man mit dem strikten Sozialkonstruktivismus Konstruktion und Wirklichkeit gleichsetzt. Die meisten Emotionshistoriker jedoch praktizieren die ›weiche‹ Variante dieses Theoriemodells, die immerhin eine psychophysiologische Disposition als ›natürliche‹ Anlage voraussetzt. Doch die ganze Aufmerksamkeit auch dieser Emotionshistoriker gilt den Prozessen, Interaktionen und Situationen, in denen und mit denen das emotionale Erleben und die emotionalen Ausdrucksformen soziokulturell bestimmt sind. Es wird davon ausgegangen, dass den Mitgliedern einer sozialen Gemeinschaft im Verlaufe ihrer Sozialisierung die für diese Gemeinschaft geltenden »feeling rules« und »display rules« vermittelt bzw. sogar an-erzogen werden. Die soziokulturelle Bedingtheit von Gefühlen bzw. Emotionen wird in geschichtswissenschaftlichen Studien anhand einer Fülle von Materialien dokumentiert: durch die Analyse von Enzyklopädien, Lexika, Kinderbüchern, Ratgeberliteratur, Tagebüchern, Autobiographien, auch von Verhaltensmustern, Freizeitvergnügungen, religiösen Ritualen, familialen Strukturen, Arbeitsverhältnissen, politischen Krisen, medialen Techniken usw.

Diese Vielfalt an Quellen und Lebensbereichen erfordert freilich eine Kompetenz in zahlreichen Disziplinen. Wenn die geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung von ganz verschiedenen Seiten her das Phänomen Emotion zu fassen versucht, muss sie sich Kenntnisse aneignen: der Wortgeschichte, Konzeptgeschichte, Literaturgeschichte, Ereignisgeschichte, Diskursgeschichte, Wissensgeschichte, Sozialgeschichte, Bildungsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Rechtsgeschichte, u. a. Diese thematische Vielfalt trägt der Einsicht Rechnung, dass (mutmaßliche) Emotionen in allen Lebensbereichen der Menschen

73 Dennoch erstaunt das nüchterne Fazit in den neuesten Forschungsberichten. Denn die geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung kann doch auf eine mindestens zehnjährige rege Forschungstätigkeit mit zahlreichen großzügig geförderten Großprojekten auf dem Gebiet der Emotionsgeschichte zurückblicken. Dass Verheyens (2010) und Hitzers (2011) Statements zur ungeklärten Gegenstandsbestimmung einer Emotionsgeschichte den Forschungsstand jedoch korrekt wiedergeben, wird später anhand von Publikationen erläutert (s. u. Abschnitt 6 u. 7).

74 Zu Recht beklagte auch Bourke, Fear and anxiety (2003), S. 114: »Many history books about ›emotion‹ hence seem to be uncertain about the actual focus of enquiry, dealing with everything [...]. ›Emotional culture‹ often becomes just another way of writing about courtship, marriage, sex, dreams, and desires«. Allerdings weiß Bourke um die Schwierigkeit, bestimmte Emotionen überhaupt angemessen zu beschreiben (S. 116–126).

eine wichtige Rolle spielen und infolgedessen die emotionale Beeinflussung über viele Kanäle läuft.⁷⁵

Damit sind aber nur die Gegenstände benannt, deren Untersuchung den soziokulturell bedingten Wandel von Emotionen belegen soll. Wenn aber Emotionen nicht einfach nur in den Quellen aufzufinden sind, sondern in und durch die Analysen der Forscher(innen) mit konstituiert werden, bleibt – in den Kulturwissenschaften verständlicherweise – die Frage, ob unsere historischen Quellen überhaupt das kennen und bereithalten, was wir mit dem Terminus *Emotion* bezeichnen. Da inzwischen nachgewiesen ist, dass in verschiedenen Epochen das fragliche Phänomen »Emotion« sehr unterschiedlich konstruiert, definiert und bezeichnet worden ist (*affectus*, *Empfindung*, *Gefühl*, *Emotion*), muss damit gerechnet werden, dass sich nicht (nur) Gefühle/Emotionen im Laufe der Geschichte gewandelt haben, sondern (auch) die Perspektivierung des Phänomens *Emotion*. Auch die heutige geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung tut nichts anderes, als immer wieder neue Perspektivierungen des (gesuchten und konstituierten) Phänomens *Emotion* zu kreieren.

In der aktuellen geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung meine ich vier unterschiedliche Sichtweisen (und entsprechende Zugriffe) auf das mutmaßliche – und historisch immer wieder anders perspektivierte – Phänomen *Emotion* unterscheiden zu können:⁷⁶

a. nach wie vor die Vorstellung, Emotionen seien »innere Gefühle«; daraus folgt die Absicht, diese Gefühle der Menschen vergangener Epochen zu erkunden, sie mit unseren Gefühlen zu vergleichen und somit den historischen Wandel zu belegen.⁷⁷ Das Instrument, um dieses Ziel zu erreichen, sind vor allem Wortschatzanalysen und Analysen von Emotionsdarstellungen in Literatur, Kunst und autobiographischen Texten. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen einzelne Emotionen (Angst, Trauer, Eifersucht, Scham, Vertrauen, Langeweile, Zorn, u. a.).

b. die Einsicht, dass es schwer sei, an die Gefühle der Menschen heranzukommen; deshalb wird der Fokus auf das *Wissen* einer Epoche über Gefühle und die *Normen* von Emotionen gerichtet, wie es bzw. sie in Enzyklopädien, Lexika und Ratgeberliteratur dokumentiert sind. Es geht also um Diskurse und Konzepte von Emotionen. Stillschweigend wird vorausgesetzt, dass wir auf diesem

75 Die Tatsache, dass die Absicht von Politikern, mit Hilfe emotionalisierter und emotionalisierender Rede die Zuhörer für ihre Ziele zu gewinnen, oft scheitert und eine gewisse Widerspenstigkeit der Hörerschaft zu verzeichnen ist, zeigt die Grenzen einer soziokulturellen Beeinflussung von Emotionen; vgl. Lempa, *The spa* (2002), S. 45f.

76 Vgl. auch die Anmerkungen oben in Abschnitt 2.

77 Vgl. etwa Forschungsberichte Nagy (2009) und Matt (2011) in Kap. V; Aschmann, *Vom Nutzen und Nachteil der Emotionen* (2005), S. 31. vgl. auch unten Abschnitt 6 (Emotionen als Agenten?).

Wege auch etwas über zeitspezifische Gefühle erfahren. Doch bei diesem Frageansatz interessieren Emotionen als ein Gesamtphänomen, nicht einzelne Emotionen.

c. Dieser Trend setzt sich in den Arbeiten fort, die aus dem Wissen um die Existenz von Emotionsbündeln in konkreten Kommunikationssituationen nicht mehr die Geschichte einer einzelnen Emotion untersuchen, sondern die Geschichte der gesellschaftlichen Bedeutung von Emotionen überhaupt. Dieses Interesse ventiliert etwa die Frage nach dem »emotional style« einer Epoche, nach der Geschichte solcher Gefühlskulturen oder nach der Geschichte von Gefühlsgemeinschaften.⁷⁸ Dieser Ansatz kann auf eine Introperspektive verzichten. Die Bedeutung von Emotionen für das Zusammenleben der Menschen wird anhand von Verhaltensweisen belegt.⁷⁹

d. Dieser Ansatz geht noch einen Schritt weiter. Er versteht Emotionen als Praktiken. Die Praxistheorie (*practice theory*) konstruiert das epistemische Objekt »Emotion« als ein Tun, nicht als ein Fühlen. Sie gibt die Auffassung von Gefühlen als dem inneren psychischen Erleben eines Subjektes auf, ja deklariert sie als falsch. Den traditionellen, die Emotionsforschung bestimmenden Dichotomien von Innen/Außen, Geist/Körper und Denken/Fühlen wird ein holistisches Bild von Denken, Fühlen und Handeln entgegengestellt. Demzufolge sind Emotionen in den sozialen Praktiken des Körpers eingelagert.⁸⁰ Emotion wird als eine Praxis konzeptualisiert, die von einem Habitus quasi automatisch produziert wird.⁸¹ Das epistemische Objekt Emotion wird als eines konstituiert, »das sich im zwischenmenschlichen Raum abspielt«.⁸² Deshalb genügt es, soziale bzw. emotionale Praktiken (Hochzeitszeremonien, Beerdigungsrituale, politische Demonstrationen, Tanzfiguren u. a.) zu beschreiben. Denn nach dieser Auffassung sind Emotionen ein Tun (*doing emotions*). Dass geschichtswissenschaftliche Arbeiten, die

78 Zum Begriff Gefühlskultur vgl. unten Kap. II Forschungsansatz VII; zur Gefühlsgemeinschaft s. unten Kap. VI C.

79 Auch wenn in den letzten Jahren vereinzelt der Terminus *Emotionenforschung* bzw. *Emotionengeschichte* bevorzugt wird, halte ich für meine Übersicht an *Emotionsforschung* bzw. an *Emotionsgeschichte* fest. Denn dieser Terminus charakterisiert die Forschung der letzten zwanzig Jahre. Man wollte die Geschichte einzelner Emotionen untersuchen (Angst, Eifersucht, Zorn, Mitleid, Vertrauen, Liebe usw.), nicht Emotionen an sich. Die neuerliche Entscheidung mancher Herausgeber(innen) für den Terminus *Emotionenforschung* verdankt sich der Einsicht, dass Emotionen nicht separat, sondern meist in einem Gemisch mehrerer Emotionen auftreten. Aus meiner Kritik an der auf die einzelne Emotion zielenden Forschung (unten Kap. IV 3 d) ergibt sich, dass ich für eine Forschung plädiere, die den Namen *Emotionengeschichte* verdient.

80 Vgl. unten Kap. III E.

81 Monique Scheer, Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt, in: Ingo Schneider u. a. (Hg.), *Emotional turn? Zugänge zu Gefühlen und Gefühlswelten*, Wien 2015 (im Druck). Ich danke Monique Scheer für die Einsicht in das Typoskript.

82 Scheer, *Emotionspraktiken* (2015), Typoskript S. 21.

diesem Ansatz verpflichtet sind, einen ganz anderen Gegenstand fokussieren als die Studien, die den subjektiven emotionalen Erfahrungen eines Tagebuchschreibers oder eines eifersüchtigen Liebhabers nachspüren, dürfte deutlich sein. Das den *emotional turn* anfangs befeuernde Interesse an den emotionalen Geheimnissen der Mitmenschen hat der Beobachtung von deren gewohnheitsmäßig praktizierten Aktivitäten Platz gemacht.

Freilich interessieren sich für dieses Untersuchungsfeld auch Ethnologen und Soziologen. Unterscheiden sich die Erkenntnisziele des geschichtswissenschaftlichen Projekts *History of emotions* nicht von entsprechenden Projekten in anderen Disziplinen?

Die Erkenntnismöglichkeiten einer geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung hat Birgit Aschmann (2005) so umrissen:

Grundsätzlich gibt es zwei Möglichkeiten, sich den Emotionen historiographisch zu widmen: Entweder konzentriert man sich auf eine Emotion, deren Entwicklung bzw. deren sich wandelnde Manifestationen im Lauf der Zeit nachgewiesen werden, oder man analysiert den Einfluss von Emotionen auf konkretes menschliches Handeln.⁸³

Versucht man Aschmanns Beschreibung der geschichtswissenschaftlichen Zugriffe mit meinem Vierpunkte-Katalog abzugleichen, wird rasch klar, wie schwierig sich der Versuch einer klaren Abgrenzung von erkenntnisleitenden Fragestellungen gestaltet. Eine Kategorisierung und Profilbildung der aktuellen geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung fällt schwer, weil sich die entsprechenden Publikationen in eine unübersehbare Vielfalt von Thematisierungen ganz unterschiedlicher Aspekte aufsplittern.⁸⁴ Während Aschmann für die Untersuchung der Geschichte einer einzelnen Emotion plädiert, haben sich andere für eine Emotionenforschung ausgesprochen.⁸⁵ Während Aschmanns Erkenntnisinteresse der Geschichte von *Emotionen* als Gefühlen zu gelten scheint,⁸⁶ haben sich andere geschichtswissenschaftliche Emotionsstudien von einem solchen Vorgehen distanziert. Noch verworrener erscheint die Forschungssituation dadurch, dass einige Historiker(innen) Emotionsforschung ganz abseits konstruktivistischer Überlegungen betreiben und – konträr zur konstruktivistischen Position, wonach es vor und außerhalb der Sprache keine Emotionen gebe – davon ausgehen, dass »Emotionen [...] Empfindungen im vorsprachlichen Bereich (sind)«,⁸⁷ oder eine Differenz zwischen Emotion und Versprachlichung annehmen.⁸⁸

83 Aschmann, Vorwort (2005), S. 7. Freilich ist die Fokussierung auf eine einzelne Emotion in der Geschichtswissenschaft neuerdings kritisiert worden; s. u. Kap. VIII 6 a.

84 Vgl. etwa Forschungsbericht Hitzer (2011); unten Kap. V 9.

85 S. o. Anmerkung 79.

86 Vgl. auch Aschmann, Vom Nutzen und Nachteil der Emotionen (2005), S. 14f.

87 Aschmann, Vom Nutzen und Nachteil der Emotionen (2005), S. 31. Eine ähnliche Position

In der Frage, welche Geschichte Gefühle *haben* und was der Inhalt einer Geschichte der Gefühle sein soll, sind also erhebliche Divergenzen innerhalb der geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung auszumachen. (Dies ist keinesfalls zu bemängeln, soll lediglich das unklare Profil des Projekts ›Geschichte der Gefühle‹ konstatieren). In einer anderen Frage scheint hingegen weitgehend Konsens zu herrschen, nämlich dass Emotionen Geschichte *machen*. Freilich wirft auch diese Formel ›Gefühle machen Geschichte‹ erhebliche Probleme auf.

6. Emotionen als Agenten der Geschichte?

Eine gern verwendete Formel der Historischen Emotionsforschung lautet: Gefühle machen Geschichte.⁸⁹ Der Beweis für diese These ist relativ einfach zu führen. Man wertet die Dokumente von Diplomaten, die Berichte über Volksaufstände, die propagandistischen Reden von ›Führern‹, den Verlauf von Massendemonstrationen u. a. aus und stellt dann eine Verbindung von Emotionen und politischem oder sozialem Handeln her. Freilich kommt auch dieser Zugriff nicht ohne Spekulationen aus, da sich die Akteure in ihren Selbsteinschätzungen täuschen können.⁹⁰

beziehen Nagy, *L'historien médiévis* (2009) und Matt, *Current emotion research* (2011) in ihren Forschungsberichten; vgl. dazu unten Kap. V 7 bzw. V 10. Uffa Jensen, Beitrag in: Biess, *Discussion Forum »History of emotions«* (2010), S. 69, meint die Historische Emotionsforschung solle nach einer »prediscursive reality« suchen. Frevert, *Angst vor Gefühlen?* (2000), ist einerseits dem konstruktivistischen Ansatz verpflichtet, wonach »man nur das tun oder fühlen könne, was die linguistischen Ressourcen [...] erlauben« (S. 99), andererseits aber durchaus der Meinung: »Sie [Gefühle] sind vorsprachlich« (S. 102). In dieser Studie beschränkt sich Frevert darauf hinzuweisen, dass Emotionen in der politischen und sozialen Geschichte Deutschlands in der ersten Hälfte des 20. Jhs. eine wichtige Rolle spielten. Nicht äußert sie sich zur Frage, ob die Hoffnungen, Hassgefühle und Ängste der Menschen dieser Zeit sich hinsichtlich ihrer Qualität und Intensität von den Gefühlen der Menschen etwa des 13. oder 17. Jhs. unterschieden haben.

88 Dies tut etwa Judith Michel, »Richtige« und »falsche« Angst (2010) (S. 252 spricht sie von einem »Graben zwischen Emotion und Verbalisierung«). Dass Sprache die Möglichkeiten beschränke, »wie Gefühle ausgedrückt, verstanden und gehandhabt werden können«, meint Illouz, *Die Errettung der modernen Seele* (2011), S. 24. Damit scheint sie, trotz ihres sozialkonstruktivistischen Ansatzes, anzunehmen, dass die »Realität« der Gefühle die Versprachlichung von Gefühlen übersteige. Illouz, S. 26, bezeichnet ein Gefühl als »jene innere Energie, die uns zu einer Handlung anspornt«. Damit werden Gefühl und Handlung in eine zeitliche Abfolge gebracht, was wiederum dem Konstruktivismus widerspricht. Doch auf S. 27 schließt sich Illouz der Auffassung von Richard Biernacki an, der gesagt habe: »Denken und Fühlen bereiten das Handeln nicht vor, sie sind Handeln«.

89 Frevert, *Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?* (2009), S. 202; Ciompi/Endert, *Gefühle machen Geschichte* (2011).

90 Die Historikerin Aschmann, *Vorwort* (2005), S. 8, äußert sich denn auch vorsichtig zu den Erkenntnisgewinnen der Historischen Emotionsforschung: »Die Erklärungskraft der Emotionsforschung wird weiter umstritten bleiben. Nicht alles wird durch eine neue Be-

Die Formel ›Emotionen machen Geschichte‹ provoziert aber einen noch gewichtigeren Einwand. Denn sie unterstellt, Emotionen seien entscheidende geschichtsmächtige Faktoren. Damit werden Emotionen zu Agenten der Geschichte gemacht. Doch genau dies konterkariert den sozialkonstruktivistischen Ansatz.⁹¹

Die Überzeugung, dass Gefühle Geschichte machen, zählt inzwischen zu einem Grundprinzip geschichtswissenschaftlicher Emotionsforschung. Es bildet den Ausgangspunkt für zahllose Emotionsstudien.⁹² Nach konstruktivisti-

rücksichtigung von Emotionen verständlich, und vieles bleibt gerade wegen der methodischen Schwierigkeiten, sich innerer Zustände zu vergewissern, unklar und unsicher.« Weiterhin räumt sie ein »gewisses Unbehagen« ein, »das zur Emotionsforschung zu gehören scheint [...]. Das Gefühl ist um so unbehaglicher, als es sich auf die Fundamente des Forschungsobjektes bezieht« (ebd. S. 31). Der Historiker sei auf fünf Ebenen mit Unsicherheiten konfrontiert: 1. ein Großteil seiner Gefühle sei dem Individuum nicht bewusst; 2. oft sei der Einzelne nicht in der Lage, Gefühls einer Emotion zuzuordnen; auch könne der Einzelne die Gründe für ein bestimmtes Gefühl oft nicht benennen; 3. der Historiker müsse mit Fälschungsabsichten der historischen Subjekte rechnen; 4. im Nachhinein verfasste Aufzeichnungen ließen das einst Gefühlte in einem anderen Licht erscheinen; 5. Verbalisierungsnot (ebd. S. 31).

91 Im Übrigen suggeriert diese Formel, Emotionen seien zeitlose und kulturübergreifende Mächte, die die Weltgeschichte bestimmen. Wie soll denn auch bewiesen werden, dass die Hassgefühle, die den Konfessionskampf im 16. Jahrhundert leiteten, eine andere Qualität und Intensität aufwiesen als die Hassgefühle, die die politischen Auseinandersetzungen in den 1920er Jahren in Deutschland bestimmten?

92 Vgl. etwa Eugenia Lean in der AHR Conversation 2012, S. 1518: »Throughout history, emotions do not solely ›develop over time‹, but move and traverse over space, [...] and in messy, unexpected ways that do not conform to civilizational, regional, national, or local boundaries.« Ingrid Kasten, Einleitung, in: Kasten (Hg.), *Machtvolle Gefühle* (2010), S. 1–24, S. 23, schreibt in ihrem Resümee zum Beitrag von Piroska Nagy, dieser eröffne eine neue Sicht auf die Geschichte. »Emotionen würden nicht mehr ›jenseits der Geschichte‹ angesiedelt; sie würden vielmehr in ihren Formen, Artikulationen und Transformationen als Agenten der Geschichte beschreibbar.« Bei Piroska Nagy, *Puissances médiévales de la passion incarnée*, in: ebd., S. 315–333, liest sich dies im englischen Abstract so: »historians have started to analyze emotions as agents of historical transformation« (S. 333). Auch für Wehler, *Emotionen in der Geschichte* (2000), S. 462 »wirkten Emotionen im historischen Prozeß mit«. Liam Riordan, Rezension zu Eustace, *Passion is the gale* (2008): *The Journal of American History* 95,4 (2009) 1144f., S. 1144, schreibt, Eustace bringe mit ihrem Buch sogar skeptische Leser dazu zu erkennen »that passion, feeling, and sentiment merit close scrutiny as historical subjects«. Doch in Eustace's Monographie geht es weniger um Emotionen als um die Bewertungen, Ausdrucksformen und Instrumentalisierungen von Emotionen. Hitzer, *Emotionsgeschichte* (2011), S. 1, spricht von der »Handlungsmächtigkeit bestimmter (Einzel-)Emotionen wie der Angst«. Scheer, *Are emotions a kind of practice?* (2012), vertritt zwar die Auffassung, dass »people do emotions« (S. 194) – indem sie »emotional practices« ausführen –, meint aber zugleich, dass die Emotionen selbst etwas tun (S. 214) »that emotions do things in social contexts«. Von dieser Sichtweise scheint sich Reddy, *The navigation of feeling* (2001), abzuheben: Nicht Emotionen »do things«, sondern *Emotionsäußerungen* (»emotives«) »do things to the world« (S. 105). Doch an anderer Stelle schreibt Reddy, »that emotions [...] had a *direct* impact on the course of change« in den entscheidenden Veränderungen vom alten Regime zur Moderne (Reddy, ebd., S. XIII; Hervorhebung R.S.). In der

scher Lesart aber sind Emotionen nicht Mächte, die selbständig agieren, sondern sie existieren überhaupt nur als Tun von Menschen. Wir tun Emotionen (*doing emotions*). Der Sozialkonstruktivismus versteht Emotionen nicht als innere psychische Zustände, sondern als soziale Interaktionen und klammert deshalb psychische Prozesse aus (»bracket off«).⁹³ Emotion bzw. Fühlen wird, teilweise unter Berufung auf Anthropologen und Ethnologen, als »soziale Praxis« verstanden und beschrieben.⁹⁴ Folglich machen nicht Emotionen Geschichte, sondern es sind die Menschen, die in ihren täglichen oder nichtalltäglichen Handlungen Emotionen »tun« bzw. praktizieren.⁹⁵ Emotionen sind nach sozialkonstruktivistischer Lesart keine historischen Agenten bzw. Akteure, keine geschichtsmächtigen hypostasierten Kräfte, die ihr Wesen oder Unwesen in der Geschichte treiben, sondern Emotionen sind überhaupt nur als Sprechakte,

Studie von Frevert, *Angst vor Gefühlen?* (2000), wimmelt es von Formulierungen, die Gefühle oder Emotionen zu geschichtsmächtigen Akteuren erheben (sie sind z. B. »historische Aktivposten, Triebkräfte mit eigener Dynamik und Gestaltungskraft«, S. 106). Nicht Menschen agieren, sondern Emotionen, und zwar »massive kollektive Emotionen« (S. 105) im Deutschland der Weimarer Republik und des Dritten Reiches: Inflationsängste, Aufbruchseuphorien, Verbitterung über den Krieg, Hass- und Unsicherheitsgefühle, Gefühl der Demütigung und Erniedrigung, trotziger Stolz (S. 102 u. 105f.). Es sei mir die persönliche Bemerkung erlaubt, dass ich darüber schon zu meiner Schulzeit im Geschichtsunterricht informiert wurde – lange vor dem *emotional turn*.

93 Burr, *Social constructionism* (2003), verwendet dieses Verb immer wieder, um den Ausschluss von angeblichen inneren psychischen Prozessen aus dem Objektbereich der konstruktivistischen Psychologie zu kennzeichnen.

94 Catherine A. Lutz/Lila Abu-Lughod, Introduction, in: dies. (Hg.), *Language and the politics of emotion* (1990), S. 1–23, bes. S. 10f. (»emotions«); Verheyen, *Geschichte der Gefühle* (2010), S. 4 (»Fühlen«); Steinberg, *Melancholy and modernity* (2008), bes. S. 815 (»emotion«); Gail Kern Paster u. a., Introduction, in: Paster u. a. (Hg.), *Reading the early modern passions* (2004), S. 1–20, bes. S. 13 (»emotions«). Vgl. auch unten Kap. III E zur *practice theory*.

95 Innerhalb der neuesten Historischen Emotionsforschung begegnet immer wieder der Widerspruch von kulturrelativistischem Ansatz (Menschen »tun« Emotionen) einerseits und psychophysiologischem Verständnis (Emotionen selbst tun etwas: »emotions as agents«) andererseits. So etwa in dem »Call for Papers« zu einem Workshop über »Emotional bodies. The historical performativity of emotions« vom 20.–22. Oktober 2014 in Genf. Internetadresse: <http://centreformedicalhumanities.org/emotional-bodies-a-workshop-on-the-historical-performativity-of-emotions-cfp-workshop-geneva-20-22-2014> [ins Netz gestellt am 10. 4. 2014; eigener Zugriff am 25. 10. 2014]. Dort ist die Rede von »emotions as agents [...] that do things«. Bezeichnenderweise heißt es in diesem »Call for Papers« über William Reddy (2001), dieser habe »emotions as cultural practices that do things« (Hervorhebung im Original) begriffen und somit die »performativity of emotions« herausgearbeitet. Doch in Reddys Studie (2001) geht es nicht um die »performativity of emotions«, sondern um die »performativity of emotives«, also um die Performativität von *Äußerungen* über Emotionen (!). Nicht Emotionen bewirken etwas, sondern Emotionsäußerungen (*emotives*). Bei Reddy, *The navigation of feeling* (2001), S. 105, lesen wir: »emotives do things to the world« (ähnlich ebd. S. 111). Freilich ist Reddy nicht ganz konsequent in seiner Terminologie. Denn er schreibt auch davon, dass *emotions* Geschichte machen (s. o. Anm. 92). Zum Aspekt der Performativität unten Kap. VIII 4.

Handlungen oder als Praktiken von Menschen existent.⁹⁶ Und doch suggerieren geschichtswissenschaftliche Formulierungen immer wieder, dass Emotionen genau und gerade dies täten.⁹⁷

Noch weniger überzeugen wird – unter diesen Vorzeichen – die These, dass Gefühle selbst eine Geschichte haben. Vielmehr müsste es heißen (wenn man schon die Auffassung von Emotionen als Handlungen teilt): Die Sprechakte, Emotionsäußerungen und sozialen Praktiken, die Emotionen ›tun‹, haben eine Geschichte.

Nimmt man einmal beide zitierten Formeln in den Blick – Gefühle machen Geschichte; Gefühle haben eine Geschichte –, stellt sich die Frage, ob Historiker in gleicher Weise für beide Aussagen zuständig sind.⁹⁸ Im ersten Fall (Gefühle machen Geschichte) können Historiker die mutmaßliche *Wirkung* von mutmaßlichen (!) Emotionen an historisch fassbaren Phänomenen (Verträgen, Kriegen, Aufständen, Demonstrationen, Lynchjustiz, Selbstmorden, u. a.) belegen. Im zweiten Fall (Gefühle haben eine Geschichte) gestaltet sich die Auswertung der historischen Quellen schwieriger. Da zudem von Historikern eingeräumt wird, dass wir die Gefühle selbst gar nicht erfassen (können), bleibt zu fragen, wie die Geschichtlichkeit von etwas Nicht-Fassbarem bewiesen werden soll.⁹⁹

Der Umstand, dass gemeinhin von Emotionen als von kurzfristigen psychischen Phänomenen ausgegangen wird, verschärft die Problematik eines Versuchs, den historischen Wandel solch kurzfristiger Phänomene nachzuwei-

96 Dies kommt nicht zum Ausdruck im Buchtitel von Martha Nussbaum, *Politische Emotionen. Warum Liebe für Gerechtigkeit wichtig ist*, Frankfurt a.M. 2014 (Original: *Political emotions. Why love matters for justice*, 2013). Der Buchtitel suggeriert, darüber zu informieren, welche Rolle Emotionen in der Politik spielen. Doch schreibt Nussbaum eher darüber, was einzelne Politiker über Emotionen gedacht haben und was Menschen und politische Gruppen politisch erreichen konnten oder könnten, wenn sie – die Menschen – diese oder jene Gefühle (Mitleid, Liebe, Angst, Scham u. a.) im eigenen Leben umsetzen. Die Menschen bleiben die Akteure, nicht die Emotionen.

97 Vgl. etwa den Titel des Sammelbandes von Birgit Aschmann (Hg.), *Gefühl und Kalkül. Der Einfluss von Emotionen auf die Politik des 19. und 20. Jahrhunderts* (2005); vgl. auch Ciompi/Endert, *Gefühle machen Geschichte* (2011).

98 Der Geschichtswissenschaft böte sich, so Birgit Aschmann, mit der zweifachen Historizität von Emotionen »die Möglichkeit, die vormaligen Gegensätze von Struktur- und Ereignisgeschichte produktiv aufzuheben«; Aschmann, *Vom Nutzen und Nachteil der Emotionen* (2005), S. 27. Emotionen könnten als strukturelle Größe einer Gesellschaft und gleichzeitig als Elemente der Ereignisgeschichte untersucht werden.

99 Hier liegt auch ein Problem von Reddys Ansatz, das »emotional suffering« zur treibenden Kraft emotionsgeschichtlichen Wandels zu erklären. Wie soll man den Grad an »emotional suffering« messen, wenn dieses sich nur daran ablesen lässt, ob sich der durch eine Emotionsäußerung angestoßene kognitive Prozess frei entfalten kann oder aber Repressionen ausgesetzt ist; Reddy, *The navigation of feeling* (2001). Rosenwein, *Theories of change* (2012), S. 19, meint, für Reddy »emotional suffering is the agent of historical change«.

sen.¹⁰⁰ Folgt man schließlich der geschichtswissenschaftlichen Einsicht, dass keine historische Situation einer anderen gleiche, erhöht dies die methodischen Aporien. Denn wie soll man nachweisen können, dass sich Emotionen verändert haben, wo möglicherweise lediglich eine veränderte Situation die (schon immer vorhandene) Variante einer aspektreichen Emotion hervorgerufen hat. Es mag der Nachweis gelingen, dass in unterschiedlichen Jahrhunderten unterschiedliche Emotionen gesellschaftliches Prestige besaßen, doch ist damit nicht erwiesen, dass sich dadurch auch die Emotionen verändert haben.

Eine gravierende Differenz der zwei geschichtswissenschaftlichen Behauptungen (›Gefühle machen Geschichte‹, ›Gefühle haben eine Geschichte‹) ergibt sich überdies bei einer grammatikalischen Analyse. In der ersteren These (Gefühle machen Geschichte) haben wir es mit einer einzigen Schwierigkeit zu tun: Das als *grammatikalisches* Subjekt vorgestellte ›Gefühl‹ ist in seiner historischen Existenz nicht fassbar.¹⁰¹ Dieses grammatikalische Subjekt ›Gefühl‹ erschafft ein grammatikalisches Objekt (›Geschichte‹), etwas anderes, das von ihm abtrennbar und damit nachweisbar ist. Das (grammatikalische) Subjekt ›Gefühl‹ bringt ein Objekt ›Geschichte‹ hervor, mithin ein Produkt. Um dieses Produkt ›Geschichte‹ kümmern sich Historiker.

Bei der zweiten These (Gefühle haben eine Geschichte) sind wir mit einem doppelten Problem konfrontiert. Denn es geht nicht nur darum, dass das mit dem grammatikalischen Subjekt ›Gefühl‹ Gemeinte nicht fassbar ist, sondern es kommt erschwerend hinzu, dass dieses sachlich nicht fassbare Subjekt ›Gefühl‹ *kein* (grammatikalisches) Objekt besitzt, an dem die Existenz des Subjekts ›Gefühl‹ verifiziert werden könnte, also kein Produkt hervorbringt, somit an

100 Die Linguisten Oller/Wiltshire, *Toward a semiotic theory of affect* (1997), S. 41 f., weisen darauf hin, dass »the fleeting and changing nature« von Emotionen den Versuch erschwere, diese in ein Buch zu bannen. Die Dynamik von Emotionen vertrage keine Repräsentation auf den Seiten eines Buches. Die Historikerin Kessel, *Gefühle und Gefühlswissenschaft* (2006), S. 40, spricht vom »dynamischen Charakter von Gefühlen« und meint damit Folgendes: »Historische Akteure entwerfen ihre Gefühle, inszenieren sie, glätten sie im Nachhinein, schreiben sie in ein Leben hinein oder aus ihm heraus und machen so deutlich, welche Rolle Gefühle im Herstellen von Lebensläufen, von Lebensgeschichten, von Selbstbildern und Fremdwahrnehmungen spielen.« Wie aber will man bestimmen, wie sich Angst, Zorn, Ärger, Trauer, Eifersucht, u. a. im 15., 17. oder 19. Jh. angefühlt hat, wenn das entsprechende Gefühl von einer Person in unterschiedlichen Lebensphasen und unterschiedlichen Schreibsituationen ganz unterschiedliche Darstellungen erfährt? Von einem epochen- oder schichtenspezifischen Gefühl der Angst, Zorn, Ärger usw. wird man kaum sprechen können. Denn man müsste berücksichtigen, aus welcher Phase des dynamischen Prozesses das uns erhaltene Zeugnis der Gefühlsmanifestation eines historischen Akteurs stammt: ein schwieriges Unterfangen.

101 Dies gilt freilich nur für den Fall, dass Emotionen mit subjektiven Erfahrungen gleichgesetzt werden (s.o. Abschnitte 1 u. 3). Definiert man Emotionen hingegen als soziale Interaktionen, fällt es leichter, deren Historizität nachzuweisen. Dann aber müsste man ehrlicherweise formulieren: »Soziale Interaktionen haben eine Geschichte«.

nichts anderem als an sich selbst erkennbar ist. Damit aber sehen sich Historiker vor eine fast unlösbare Aufgabe gestellt. Der Satz ›Gefühle haben eine Geschichte‹ meint nichts anderes als dass ein an sich unfassbares Phänomen im Laufe der Geschichte sich verändere. Die Aussage des Satzes ›Gefühle haben eine Geschichte‹ verbleibt semantisch im Bereich des Emotionalen, referiert auf nichts Anderes. An diesem Punkte der Überlegungen stellt sich die Frage, ob die Geschichtswissenschaft für diesen zweiten Aspekt, den historischen Wandel von Emotionen, die gleiche Kompetenz besitzt wie für den ersten Aspekt, die historischen Auswirkungen von Emotionen.¹⁰²

7. Spagat zwischen Emotion und Repräsentation: Drei Einwände

Einerseits behauptet die Geschichtswissenschaft eine Geschichtlichkeit und somit historischen Wandel von *Emotionen*, belegt diese Historizität andererseits aber nicht anhand einer Geschichte der Emotionen, sondern anhand der Geschichte der sprachlichen *Bezeichnungen* von Emotionen, anhand der Geschichte der *sozialen Funktionen* von Emotionen, anhand der Geschichte der *Diskurse* über Emotionen, anhand der *politischen Wirkungen* von Emotionen, anhand der Geschichte der *gesellschaftlichen Akzeptanz* einzelner Emotionen, usw.

Noch gravierender ist das Schwanken zwischen der Auffassung von der soziokulturellen Bedingtheit von Emotionen einerseits und der Auffassung von der nur teilweisen Zugänglichkeit von Emotionen andererseits.¹⁰³ Wenn Emo-

102 Dass Historiker freilich schon beim Nachweis der historischen Auswirkungen von Emotionen mit erheblichen Problemen zu kämpfen haben und eigentlich auf die Mitarbeit von Psychologen angewiesen sind, wird von Historikern selbst eingeräumt. Vgl. Hanning, *Angst und die Balkanpolitik* (2010), S. 110; Berger Waldenegg, *Selbstmord aus Angst vor dem Tod* (2010), S. 63. Wehler, *Emotionen in der Geschichte* (2000), spricht in seinem äußerst anregenden Beitrag zwar von Emotionen als Gegenstand der geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung. Doch in dem Moment, in dem er konkrete Themenbereiche nennt, geht es um Ausdrucksformen von Emotionen, (angebliche) Auswirkungen von Emotionen, Instrumentalisierungen von Emotionen, nicht um die Emotionen selbst (die, wie Wehler einräumt, uns kaum zugänglich sind, S. 470).

103 Dieser Widerspruch schlägt sich in den Argumentationen zahlreicher Emotionsstudien nieder. So räumen etwa Hammer-Tugendhat/Lutter, *Emotionen im Kontext* (2010), S. 9, ein, dass Emotionen »immer nur über Sprache und andere Formen kultureller Repräsentationen ausdrückbar und vermittelbar sind, wie sie ihrerseits durch Sprache und Repräsentationen (Codes) geformt werden. [...] Emotionen sind immer nur näherungsweise bzw. ›übersetzt‹ zugänglich und können nicht von ihrer kulturell geformten Vermittlung abgelöst werden«. Zugleich aber behaupten sie, »auch subjektive Erfahrungen sind nicht ›au-

tionen soziokulturell geformt sind (durch Sprache, Praktiken, Emotionsstandards), dann dürften sich die Emotionen nicht mehr irgendwo vor den Zugriffen der Emotionshistoriker verstecken.¹⁰⁴ Stimmiger argumentiert die Praxistheorie, die Emotionen als Praktiken definiert und deshalb nur das als Emotion in den Blick nimmt, was äußerlich sichtbar ist. Obwohl auch der soziale Konstruktivismus davon ausgeht, dass das »Innere vom Außen her zustandekommt«,¹⁰⁵ suchen einige seiner geschichtswissenschaftlichen Vertreter nach einem verborgenen Inneren, im Unterschied zur Praxistheorie.

Das Schwanken zwischen zwei Positionen (über Emotionen berichten *wollen*; sich mit Repräsentationen von Emotionen begnügen *müssen*)¹⁰⁶ zeigt sich auch im Nebeneinander zweier Formulierungen.¹⁰⁷ Einerseits wird als zentrales Ziel kulturwissenschaftlicher Emotionsforschung ausgegeben, *Emotionen* »zu kontextualisieren und zu historisieren« (S. 9), andererseits wird als Hauptaufgabe eine »Geschichte der Diskurse und Repräsentationen von Emotionen« (S. 11) genannt. Bezieht man die Aussage, dass wir an die Emotionen nicht unmittelbar

thentisch«, sondern kulturell geformt« (S. 9). Wie aber kann von Emotionen, die wir nur »näherungsweise« kennen, gesagt werden, sie seien nicht authentisch?

104 Doch auch ein kulturell geformtes Emotionsverhalten kann das Faktum zahlreicher individueller authentischer *Erfahrungen* nicht aus der Welt schaffen. Vgl. das Fallbeispiel bei Melman, *Horror and pleasure* (2011), bes. S. 43 f. u. 46. Die Besucher von Londoner Museen, die Ausstellungstücke »des Schreckens« präsentieren, folgen in ihren emotionalen Reaktionen nicht bloß den »emotion rules« oder »emotion norms«.

105 Scheer, *Emotionspraktiken* (2015), Typoskript S. 21 zur *practice theory*.

106 Vgl. unten Abschnitt c zu Muchembled, *Pour une histoire des émotions* (2007). Vgl. auch Jeroen Deploige, *Meurtre politique, guerre civile et catharsis littéraire au XIIe siècle*, in: Boquet/Nagy (Hg.), *Politiques des émotions* (2010), S. 225–254, S. 228 f. Auch Frevert, *Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?* (2009), S. 205 f., schwankt zwischen der Einsicht, dass uns die »eigentlichen« Emotionen von Menschen nicht unmittelbar zugänglich sind, und der Zuversicht, aus Briefen, Tagebüchern und Autobiographien doch etwas über die Emotionen an sich zu erfahren, eine Zuversicht, die selbst neuere Emotionstheorien (zumindest diejenigen, die von der Differenz zwischen Emotion und deren Verbalisierung ausgehen) nicht teilen. Benthien u. a., *Einleitung* (2000), S. 8, wissen um die »Vermitteltheit« von Emotionen (»Eine kulturhistorische Beschäftigung mit dem Thema »Emotionalität« muß sich allerdings der Tatsache stellen, daß sie es immer mit Repräsentationen von Gefühlen zu tun hat.«), verzichten aber darauf, den Untertitel des von ihnen herausgegebenen Sammelbandes korrekt anzugeben. Dieser müsste lauten: »Zur Geschichte der *Repräsentationen* von Gefühlen«. Freilich klingt diese Formel wenig attraktiv; deshalb wird suggeriert, es werde über *Gefühle* informiert. Das gleiche gilt für Kessel, *Gefühle und Geschichtswissenschaft* (2006), S. 30 f.: »Jede kulturwissenschaftliche Analyse von Gefühlen [...] hat es im Grunde mit Repräsentationen von Gefühlen zu tun.« Dennoch lautet der Titel von Kessels Beitrag: »Gefühle«. Präzise informiert hingegen der Titel des Sammelbandes von Susanna Morton Braund/Christopher Gill (Hg.), *The passions in Roman thought and literature*, Cambridge 1997, über den zu erwartenden Inhalt. Die Beiträge handeln denn auch nicht von Gefühlen bzw. Emotionen, sondern von philosophischen und literarischen Konzepten von Gefühlen. Der Band »explores the *understandings* of emotions« (S. 1; Hervorhebung R.S.).

107 Vgl. Hammer-Tugendhat/Lutter, *Emotionen im Kontext* (2010), S. 9 u. 11.

herankommen, mit ein, kann es in der Historischen Emotionsforschung nur darum gehen, nicht Emotionen, sondern die *Konzeptualisierungen* bzw. *Repräsentationen* von Emotionen zu historisieren bzw. zu kontextualisieren.¹⁰⁸ Natürlich ist »der Umgang mit Emotionen [...] prägend für das Selbstverständnis einer Kultur«.¹⁰⁹ Doch über »Bejahung, Moralisierung, Disziplinierung, radikale Abwertung oder analytische Ergründung« von Emotionen, d.h. über Konzepte und Wertungen von Emotionen ist in Philosophie, Theologie, Literaturwissenschaft und Mentalitätsgeschichte seit vielen Jahrzehnten geforscht worden.¹¹⁰ Das kann nicht das aufregende Ziel des aktuellen *emotional turn* sein.

Meines Erachtens wird entgegen aller Beteuerungen doch suggeriert, man präsentiere Einblicke in das, was die Menschen früher gefühlt haben.¹¹¹ Dies kann, so Hammer-Tugendhat/Lutter, etwa dadurch erreicht werden, dass das historische Quellenmaterial daraufhin befragt wird, »wie Emotionen Ausdruck verliehen wird und wie die Weisen, Emotionen zu empfinden, eingeübt werden«.¹¹²

108 Boureau, *La passion et la faute* (2007), spricht in seinem Beitrag nicht von einer Annäherung an mittelalterliche Emotionen, sondern über »une philosophie historique de l'esprit« (womit er die Studie von Knuutila von 2004 meint) und »une histoire philosophique de l'esprit« (womit er die Studie von Boquet, *L'ordre de l'affect au moyen âge* [2005], im Blick hat) (S. 38).

109 Hammer-Tugendhat/Lutter, *Emotionen im Kontext* (2010), S. 11; dort auch folgendes Zitat.

110 Boquet, *L'ordre de l'affect au moyen âge* (2005), arbeitet in traditioneller Weise mit den Methoden der historischen Semantik. Im Zentrum stehen die beiden Begriffe *affectus* und *affectio* (die im Übrigen im Mittelalter keineswegs stets synonym verwendet wurden!). Boquet untersucht die Vorstellungen von Emotionen bzw. *affectivité* im christlichen Diskurs bei Augustin und später im zisterziensischen Diskurs bei Aelred von Rievaulx (12. Jh.). Da Boquet auf den Versuch einer Anbindung der religiösen Texte an damalige soziale Praktiken verzichtet und sich ganz auf die wort- und ideengeschichtliche Analyse beschränkt, hätte sein Buch auch schon vor 50 Jahren geschrieben werden können. Nicht einmal der Gegenstand »Emotionswörter« ist neu, wie ein Blick in verschiedene religionsgeschichtliche Lexika zeigt. Nicht alle Studien, die nun die Begriffe »Affekt«, »Emotion«, »Passion«, »Gefühl« o.a. im Titel führen, haben auch in der Sache, in der Methode oder überhaupt im Frageansatz Neues zu bieten. Vgl. auch unten Kap. XI 2.

111 Anders ist es nicht möglich, einerseits sich einzugestehen, dass wir an die tatsächlichen Gefühle der Menschen früherer Menschen nicht herankommen, und gleichzeitig zu behaupten, »that ›our‹ anger is not the same as that of Henry III«; Rosenwein, *Writing without fear* (2001), S. 231. In einem am 13. November 2014 in Melbourne gehaltenen mediävistischen Vortrag hat Piroska Nagy versucht nachzuweisen, dass sich im Laufe der Zeit nicht nur die Repräsentationen von Emotionen geändert hätten, sondern auch die Emotionen selbst; Nagy, *Medieval emotions and historical change: the cases of Angela of Foligno and Lukardis of Oberweismar* (Vortrag auf der Tagung über »Emotions at work in historical past«, University of Melbourne). Über diesen Workshop wie über viele andere einschlägige Forschungsaktivitäten informiert das Internet-Portal <emma.hypotheses.org> [Zugriff am 21. 12. 2014]. Zu Piroska Nagy vgl. unten Kap. V 7 zum Forschungsbericht Nagy (2009).

112 Hammer-Tugendhat/Lutter, *Emotionen im Kontext* (2010), S. 9. Was hier für die Vormoderne vorgeschlagen wird, haben Frevert u. a., *Learning how to feel* (2014) für das 19./20. Jh.

Das widersprüchliche Lavieren zwischen unvereinbaren Positionen soll nun am Beispiel von drei neueren Emotionsstudien erläutert werden. Der Besprechung der drei Studien stelle ich jeweils eine Gegenthese voran.

a. Die Geschichtlichkeit von Gefühlen kann nicht durch die Geschichtlichkeit der Äußerungen von Gefühlen belegt werden.

Ein kürzlich erschienener Sammelband (2012) mit dem Titel »A history of emotions, 1200–1800« wird durch folgende Sätze des Herausgebers eingeleitet:

The history of emotions is an expanding field of research, as the number of conferences, journals and even research centres of excellence attests. No longer treated as immutable constants of human nature, *emotions* have now become part of cultural history. Its practitioners are interested in *emotional repertoires and styles*, *conventional forms of expressions*, *historical categorizations and conceptualizations*, *cultural and gendered meanings* and the *communicative uses and effects* of emotions, analyzed within a broad spectrum of cultural and social genres ranging from music and art to religion and politics.¹¹³

Hier wird als selbstverständlich angenommen, dass die frühere Auffassung von der Unveränderlichkeit menschlicher Emotionen (»[emotions as] immutable constants of human nature«) dadurch überwunden worden sei, dass man sich nun mit den historischen Ausprägungen der *Ausdrucksformen* und *Kategorisierungen* von Emotionen befasse. Aber das eine, die Geschichtlichkeit der Gefühle, kann nicht ohne weiteres durch das andere, die Geschichtlichkeit der Äußerungen von Gefühlen, bewiesen werden. Es ist nicht auszuschließen, dass sich die Art und Weise, wie Emotionen ausgedrückt oder kategorisiert werden, geändert hat, die Qualität und Intensität der Emotionen jedoch unverändert geblieben ist.¹¹⁴ Auch die kommunikativen Funktionen und Folgen von Emo-

erprobt. Kinderbücher wurden daraufhin untersucht, wie sie Kinder anleiten, bestimmte Gefühle zu entwickeln. Zur Relation von Innen (Psyche) und Außen (Ausdrucksformen) vgl. unten Kap. III B (Anm. 71 u. 90), III E (Monique Scheer), VII (Zeichentheorie) und X 2 (Körpergeschichte). Zur Relation von Sprache und Emotion s. unten Kap. IV 4 und Kap. VIII 6.

113 Jonas Liliequist, Introduction, in: ders. (Hg.), *A history of emotions* (2012), S. 1–6, S. 1 (Hervorhebung R.S.).

114 Das sieht auch Frevert, *Vertrauen* (2000), S. 181 f., so. Frevert, *Angst vor Gefühlen?* (2000), S. 100, räumt ein, dass die »Veränderungen des kulturellen Codes nichts darüber« aussagen, »ob die Emotionen selber – Freude, Trauer, Liebe zum Vaterland oder zur Nation – an Intensität zu- oder abgenommen haben«. Lyndal Roper, Beitrag in: Biess, *Discussion Forum »History of emotions«* (2010), S. 79, thematisiert ebenfalls die Möglichkeit, dass die Historizität der Ausdrucksformen nicht zusammengeht mit der Geschichte des Fühlens. Einen Zusammenhang von (gesellschaftlich verordneten) Änderungen in den Gefühlsäußerungen einerseits und Gefühlsintensität andererseits vermutet hingegen Birnbacher, *Emotionen im Wandel des Zeitgeists* (2014), S. 24. Birnbacher nimmt überdies an, dass die sozialen Bewertungen von Emotionsäußerungen als erwünscht oder unerwünscht auf die gefühlten Emotionen zurückwirken (S. 24 u. 26 f.). Zur Differenz von Emotion und Ausdrucksformen von Emotionen auch unten Kap. III B 3 und Kap. X 4 (hier Aspekt h).

tionen können sich durchaus als kulturübergreifend herausstellen und somit keineswegs gegen die These von der Kontinuität von Emotionen ins Feld geführt werden.

Überdies weckt der Buchtitel »A history of emotions« Erwartungen, die kaum erfüllt werden. Denn in den einzelnen Beiträgen geht es um *Ausdrucksformen* von, *Diskurse* über, *kommunikative Wirkungen* von Emotionen. Zahlreiche Philosophen würden hier einen Beitrag zu Gefühlen als einer subjektiven Erfahrung erwarten.¹¹⁵ Doch wird man der Geschichtswissenschaft zugestehen müssen, dass sie ihr epistemisches Objekt ›Emotion‹ anders konstituiert als etwa die Philosophie. Freilich bleibt in dem besagten Sammelband dieser Gegenstand völlig vage. Denn er wird nicht als ein epistemisches Objekt konstruiert, sondern in einem popularwissenschaftlichen Sinne als gegeben vorausgesetzt und dann anhand seiner angeblichen Manifestationsformen (Beschreibungen, Bewertungen, Instrumentalisierungen, Auswirkungen) beschrieben. So verfahren zahlreiche geschichtswissenschaftliche Emotionsstudien.¹¹⁶

115 Der Philosoph Hartmann, *Gefühle* (2010), S. 10, merkt an, die Geschichtswissenschaft schreibe »weniger eine Geschichte der Gefühle als eine Geschichte der Verschriftlichung oder der bildhaften Gestaltung von Gefühlen«. »Die ›wirklichen‹ Gefühle scheinen historiographischer Forschung verschlossen zu sein« (S. 10). Freilich würde die geschichtswissenschaftliche, konstruktivistisch orientierte Forschung entgegen, die Vorstellung von den ›wirklichen‹ Gefühlen sei eine gesellschaftliche Konstruktion. Vgl. unten Kap. V 8 meine Bemerkungen zum Forschungsbericht von Frevert (2009). Hartmann, ebd., S. 11, möchte die »Dimension der gelegentlichen Unaussprechlichkeit des Emotionalen [...] stark machen«. Dass sich Philosophie und geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung wenig zu sagen haben, wird auch unten im Resümee von Kap. V 11 festgehalten.

116 So handeln etwa die Beiträge in dem durchaus informativen Sammelband von Borutta/Verheyen (Hg.), *Die Präsenz der Gefühle* (2010), nicht von Gefühlen, sondern vornehmlich von Diskursen, Konzepten, Projektionen, Ausdrucksformen, Interaktionsformen oder Begrifflichkeiten. Ein schönes Beispiel hierfür liefert der Beitrag von Ellinor Forster, *Zum Ausdruck männlicher Gefühle in Ehescheidungsprozessen des ländlichen Tirol und Vorarlberg im 19. Jahrhundert*, in: Borutta/Verheyen (Hg.), *Die Präsenz der Gefühle* (2010), S. 105–128. Darin werden die Aussagen von trennungswilligen Eheleuten vor geistlichen Ehegerichten analysiert. Diese Eheleute mussten gewichtige Gründe anführen, um ihre Trennung zu rechtfertigen. Frauen äußerten häufig Angst, Männer hingegen Zorn. Dieser Befund ließe sich nun emotionsgeschichtlich und geschlechterspezifisch deuten. Doch rechnet Forster selbst damit, dass die Frauen und Männer vor den Ehegerichten nicht über ihre tatsächlichen Gefühle gesprochen haben, sondern so argumentierten, um »von einer Schuld an der Scheidung freigesprochen« zu werden. »Denn die Erfolgchancen von Frauen hierfür stiegen, wenn sie Angst vor körperlicher Gewalt zeigten, während männlicher Zorn als Teil der geschlechtlichen Natur anerkannt wurde«; Borutta/Verheyen, *Vulkanier und Choleriker?* (2010), S. 27. Forster und die Herausgeber erkennen die Diskrepanz von Aussage und tatsächlichen Gefühlen. Forsters Beitrag handelt nicht von ›realen‹ Gefühlen, sondern von taktischen (Selbst-)Zuschreibungen von Gefühlen. Umso verwunderlicher ist, dass sich Borutta/Verheyen in ihrem einführenden Beitrag strikt gegen eine Position aussprechen, die von einer Differenz von Gefühlen einerseits und Äußerungsformen von Gefühlen andererseits ausgeht (S. 18); s. auch unten Anm. 166. Zu dem Aufsatz von Ellinor Forster, »Weibliches Gefühlsrepertoire« (2007), s. u. Kap. X 4 (hier Aspekt I: Resümee).

b. Geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung schwankt oft zwischen Begriffs-, Wort- und Ideengeschichte einerseits und der Absicht andererseits, eine Geschichte der Gefühle ›an sich‹ zu bieten.

Die »Sehnsucht nach den Gefühlen« leitet auch die Studie des amerikanischen Altphilologen und Emotionshistorikers David Konstan, die den Titel »Haben Gefühle eine Geschichte?« (2009) trägt.¹¹⁷ Ziel des Aufsatzes ist es, Wege aufzuzeigen, die es ermöglichen, den Wandel von Gefühlen bzw. Gefühlsregungen nachzuweisen.

In diesem Essay möchte ich im Rückgriff auf einige meiner früheren Beobachtungen darlegen, inwiefern sich die Emotionen der alten Griechen von unseren Gefühlen unterscheiden bzw. inwiefern die griechische Vorstellung von Emotionen von der unsrigen abweicht.¹¹⁸

In dem zitierten Satz sind zwei Problemaspekte versteckt, die die späteren Ausführungen Konstans ›belasten‹. Erstens suggeriert die Rede von den »Emotionen der alten Griechen« und von »unseren Gefühlen« eine Homogenität der Emotionen in Antike wie auch in der Moderne, die unrealistisch anmutet (zumal wenn die Antike weitgehend mit Aristoteles identifiziert wird).¹¹⁹ Als noch verdächtiger aber erweist sich das anscheinend harmlose *bzw.* mitten im zitierten Satz. Es ist ein gravierender Unterschied, ob sich die *Emotionen* der Griechen von den unsrigen heute unterscheiden oder ob die griechischen *Vorstellungen* von Emotionen andere sind als die unsrigen. Die Ideen- und Geistesgeschichte muss nicht parallel zur Emotionsgeschichte verlaufen. Ob alle Griechen so gefühlt haben wie Aristoteles in seiner Schrift ›Rhetorik‹ *gedacht* hat, müsste erst noch belegt werden. Hinzukommt, dass in der Antike, aber noch in viel größerem Ausmaß heute die *Vorstellungen* davon, was Emotionen seien, keineswegs einheitlich sind. Eine epochale Gegenüberstellung von Emotionen sowie der Vorstellungen von Emotionen scheint mir innerhalb des von Konstan homogenisierten Rahmens wenig sinnvoll zu sein.¹²⁰ Konstan ist sich freilich

117 David Konstan, Haben Gefühle eine Geschichte?, in: Harbsmeier/Möckel (Hg.), Pathos, Affekt, Geschichte. Transformationen der Antike (stw 1908), Frankfurt a.M. 2009, S. 27–46. Der Beitrag ist von Regina Höschle aus dem Englischen übersetzt worden.

118 Konstan, Haben Gefühle eine Geschichte (2009), S. 29. Im Folgenden werden die Seitenzahlen dieser Studie im Text in Klammern angegeben.

119 Dieselbe Vorgehensweise findet sich bei Konstan, The emotions of the ancient Greeks (2006).

120 Dies umso weniger, als erwiesen ist, dass innerhalb der Antike ein gewichtiger Umbruch im Verständnis von Emotionen stattgefunden hat. Die homerische Auffassung, wonach Gefühle von außen den Menschen überfallen, sieht sich seit dem 5. vorchristlichen Jahrhundert mit einem anderen Emotionskonzept konfrontiert. Demnach entstehen Emotionen im Inneren des Menschen; vgl. Schnell, Causa amoris (1985), S. 359–379; s. auch unten Kap. III B (Anm. 78 u. 79) und Kap. III E (dort Anm. 225 zu Böhme, Gefühl [1997]). Die homerische

bewusst, wie schwierig sich das Unterfangen gestaltet, die Gefühle der alten Griechen zu erfassen. »Denn wie sollen wir genau beurteilen, wie ein antiker Grieche sich fühlte oder auch wie wir uns selbst in verschiedenen Situationen fühlen?« (34). Um dies dennoch in Erfahrung zu bringen, lotet Konstan verschiedene Möglichkeiten aus. Vielleicht, so Konstan, unterscheiden sich die Gefühle der Griechen von den unsrigen durch die unterschiedlichen Auslöser bzw. Ursachen (34f.). »Kann man also sagen, daß die Emotion als solche dieselbe geblieben ist, während sich das, was Zorn auslöst, verändert hat? Sollte dem so sein, dann würden wir, wie ich behaupten möchte, tatsächlich von einer Geschichte der Gefühle sprechen können« (34). Doch Konstan nimmt dann doch Abstand von dieser Methode, weil die Geschichte der Emotionen so zu einer Geschichte der Dinge, die Emotionen auslösten, mutieren würde. Er aber will eine Geschichte darüber schreiben, wie sich die Emotionen *per se* verändert haben (35), und ist überzeugt, »daß es eine solche Geschichte gibt« (35). Nun wählt Konstan den Weg über die Analyse von *Konzeptionen* von Emotionen (z. B. Furcht), muss aber feststellen, dass die aristotelische Konzeption von Emotionen als kognitiven Phänomenen den heutigen kognitiven Emotionstheorien gar nicht so ferne stehe. Aufgrund dieser Korrespondenz müsste man, so Konstan, folgern: »Gefühle haben keine Geschichte« (37). Doch Konstan gibt sein Ziel nicht auf, einen Wandel der Gefühle selbst nachzuweisen, und erwägt, ob die kognitiven Bedingungen selbst sich verändert haben (37f.). Doch auch dieser Ansatz befriedigt Konstan nicht, weil er die jahrtausendealte Vorstellung, wonach Emotionen *Gefühlszustände* seien und nicht nur kognitive Prozesse, nicht einfach als Irrtum ausklammern, sondern in seine Emotionsgeschichte integrieren möchte (38). Eine Begriffsgeschichte von »Emotion« (*pathos, emotion*) soll nun den Durchbruch bringen (38–42). Eine Untersuchung der Phänomene, die in der einen Kultur als Emotion bezeichnet wurden, in einer anderen Kultur aber unerwähnt blieben, könne Einsichten darüber erbringen,

wie psychologische Reaktionen verschiedenster Art in unterschiedlichen Kulturen (oder auch in verschiedenen Gruppen innerhalb ein und derselben Gesellschaft) *wahrgenommen* und *klassifiziert* werden. Was hier als Emotion erscheint, mag dort zu einer völlig anderen psychologischen Kategorie gehören (41; Hervorhebung R.S.).

Konstan schlägt »einen Atlas des *Geistes* vor, dessen Karten die unterschiedlichen *Auffassungen* der menschlichen Psyche oder des menschlichen Selbst abbilden« (41; Hervorhebung R.S.). Damit nähern wir uns aber einer Emotionsgeschichte, die in Wirklichkeit als Ideen- und Geistesgeschichte daherkommt.¹²¹

Auffassung wiederum hat sich bis heute in der alltagsweltlichen Erfahrung (und phänomenologischen Emotionsforschung) erhalten: Emotionen *widerfahren* dem Menschen.

121 Am Schluss seines Aufsatzes stellt Konstan eine weitere Möglichkeit vor, wie man an die Emotionen *per se* herankomme: die Konstruktion eines Begriffs »Emotion«, der »einige

Mit Konstans Skizze liegt eine typische ›Ereignisform‹ geschichtswissenschaftlicher Emotionsforschung vor. Diese schwankt zwischen Begriffs-, Wort- und Ideengeschichte einerseits und der Absicht bzw. Überzeugung andererseits, doch eine Geschichte der Gefühle ›pur‹ zu bieten.¹²²

c. Sind Emotionen doch ein unergründliches Geheimnis?

Der französische Mentalitätshistoriker Robert Muchembled,¹²³ der sich nun auch für die Emotionsgeschichte interessiert,¹²⁴ beginnt seine Studie (2007) über die Geschichte der Emotionen im 16. Jahrhundert mit der Frage: »Peut-on faire une histoire des émotions?« Diese Frage versteht er selbst als rhetorisch, denn »la réponse ne peut être que positive«.¹²⁵ Auch er will Emotionen in der Geschichte aufspüren. Doch im Verlaufe von Muchembleds Einlassungen zeigt sich immer mehr die Unmöglichkeit, eben eine solche Geschichte der Emotionen zu schreiben. Denn Muchembled muss erkennen, dass alle historischen Zeugnisse – ob es nun Autobiographien, rechtshistorische Dokumente oder Verhaltens-traktate sind – uns keinen Einblick in die authentischen Emotionen bzw. in »la réalité des émotions« gestatten.¹²⁶ So konstatiert er am Schluss seiner Studie, dass Emotionen eines der größten Rätsel des Lebens bildeten, und zwar eines Rätsels, das ein unergründliches Geheimnis berge (»insondable secret«,

transkulturelle Vergleiche gestattet« (42). Im Endergebnis ist es ein »Repertoire an universal gültigen affektiven Verhaltensformen« (44), mit dessen Hilfe kulturelle Unterschiede erkannt werden könnten. Doch auch Verhaltensformen sagen wenig aus über Emotionen *per se*.

122 Gehört die Geschichte der *Vorstellung* von einer Emotion (Furcht, Liebe, Hass u. a.) zur Ideengeschichte oder zur Emotionsgeschichte? Der Umstand, dass zahlreiche Publikationen zur Emotionsgeschichte aus Analysen von historischen Emotionskonzepten bestehen, wirft die Frage auf, ob die aktuelle kulturwissenschaftliche Emotionsforschung nicht in weiten Teilen der Ideen- bzw. Geistesgeschichte zuzurechnen wäre; vgl. etwa die Diskussion in der AHR Conversation 2012, bes. S. 1525–1528; überdies Robin, *Fear* (2004). Martha Tomhave Blauvelt, Rezension zu Nicole Eustace, *Passion is the gale* (2008): *American Historical Review* 113,5 (2008) 1528f., hier S. 1529, bescheinigt Eustace's Studie, sie sei »in the new history of emotion« zu verorten, »but it is equally grounded in the older history of ideas«. Dasselbe ist zu Reddy, *The making of romantic love* (2012), zu sagen; s. u. Kap. VI D. Eustace beabsichtigt mit ihrer Studie (2008) zwar, eine »history of colonial British-American emotion« zu schreiben (S. 7), handelt dann aber vor allem von Bewertungen von Gefühlen, der Kontrolle von Gefühlen, von politischer Einflussnahme auf Gefühle und vor allem von der Normierung der verbalen und nonverbalen Ausdrucksformen von Gefühlen (»display rules«). Zu der begriffs- und ideengeschichtlichen Studie von Bähr, *Die Furcht der Frühen Neuzeit* (2008), s. u. Kap. IV 4.

123 Vgl. etwa Robert Muchembled, *Kultur des Volkes – Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung*, Stuttgart 1982.

124 Zum Verhältnis von Mentalitäts- und Emotionsgeschichte vgl. unten Kap. X 3.

125 Muchembled, *Pour une histoire des émotions au XVIIe siècle* (2007), S. 365. Die Frage, welche Art von Geschichte er sich für die Emotionsgeschichte vorstelle, schneidet Muchembled nicht an. Für ihn stellt wie selbstverständlich das Elias'sche Theorem einer ständig fortschreitenden Affektkontrolle das Grundgerüst einer Emotionsgeschichte dar.

126 Muchembled, *Pour une histoire des émotions* (2007), S. 368 u. 372.

S. 379).¹²⁷ Tatsächlich handelt Muchembleds Studie nicht von emotionalen Erfahrungen, sondern (a) von Vorstellungen bzw. Bewertungen von Emotionen, (b) von Ausdrucksformen von Emotionen, (c) von gesellschaftlich vorgegebenen Verhaltensweisen und (d) von der Kontrolle bzw. Dissimulation von Emotionen. Dass Muchembled trotz der Einsicht in die Unzugänglichkeit der »réalité des émotions« das Projekt »Geschichte der Emotionen« als Ziel – und zwar als ein erreichbares Ziel! – ausgibt und es keinesfalls aufgeben möchte, verdankt sich einigen terminologischen Unstimmigkeiten,¹²⁸ argumentativen Fehlschlüssen¹²⁹ und schließlich einem undifferenzierten Mittelalterbild,¹³⁰ das als Gegenbild zum 16. Jahrhundert erhalten muss.¹³¹ Muchembleds Aufsatz lässt den geschichtswissenschaftlichen Spagat zwischen *Wollen* – über die Gefühle der Menschen in der Vergangenheit berichten – und *Nicht-Können* bzw. der Einsicht in die Nicht-Umsetzbarkeit dieses Wollens eklatant hervortreten.¹³²

127 Die Unergründlichkeit von Emotionen bedingt dann – eigentlich – die Einsicht, dass eine »histoire des émotions« nicht zu schreiben sei, was aber im Gegensatz zur anfänglichen Behauptung Muchembleds steht.

128 Muchembled, *Pour une histoire des émotions* (2007), S. 368 u. 376, vermischt bzw. verwechselt Emotion und Ausdrucksformen von Emotionen. Er spricht (S. 368) von zwei Typen ganz unterschiedlicher *Emotionen*, doch mit dem ersten Typ ist der Ausdruck einer Emotion gemeint (gemäß Darwin, den Muchembled hier selbst als Zeugen zitiert!). Diese Vermischung führt dann zu dem etwas kuriosen Terminus »émotion polie« (S. 369), denn nicht eine Emotion, sondern nur der eine Emotion indizierende Ausdruck kann als »höflich« bezeichnet werden. Auch die Formulierung »expression authentique« (S. 365 u. 374) ist zumindest fragwürdig, da gemeinhin Emotionen, nicht aber die Ausdrucksformen von Emotionen als authentisch gelten.

129 Für Muchembled, ebd., S. 367 u. 374, bedeuten Veränderungen in den Bewertungen von Emotionen zugleich Veränderungen der Emotionen selbst (und Kontinuität der Bewertung von Emotionen zugleich Unveränderlichkeit von Emotionen, S. 367f.). Auch Muchembleds Schlussfolgerung (S. 369), dass wir in den abfälligen Schilderungen bäuerlichen Verhaltens durch Hofleute im 16. Jh. Beispiele für unkontrollierte und damit authentische Gefühle fassen könnten, ist wohl abzuweisen. Denn solche, schon im Mittelalter greifbaren Zeugnisse sozialer Abgrenzung mittels distinktiver Verhaltensweisen sind interessengeleitet.

130 Zum unzureichenden Mittelalterbild von Neuzeithistorikern s. u. Kap. X 1 und 4.

131 So meint Muchembled, ebd., S. 370–372, dabei Elias' Zivilisationstheorie folgend, dem Mittelalter sei Ekel gegenüber Gestank, Fäkalien und Schmutz fremd gewesen. Erst im 16. Jahrhundert habe sich ein solcher Ekel – bzw. die Artikulation eines solchen Ekels – ausgebildet, als Instrument sozialer Abgrenzung. Vgl. dagegen etwa Schnell, *Mittelalterliche Tischzuchten* (2004), bes. S. 105f.; Schnell, *Ekel und Emotionsforschung* (2005). Wenn ich Muchembled richtig verstehe, dann scheint er sogar die Auffassung zu vertreten, dass es authentische, d. h. spontane, unkontrollierte und unwiderstehliche Emotionen allein im Mittelalter gegeben habe und dass erst ab dem 16. Jh. in den sozialen Eliten gesellschaftliche Interaktionsregeln diese authentischen Emotionen überformt hätten. Dies würde bedeuten, dass wir authentische Emotionen nach dem 16. Jahrhundert nicht mehr greifen könnten, zumindest nicht im höfisch-städtischen Milieu. Bei Muchembled bleibt freilich unklar, ob solche authentischen Gefühle lediglich nicht mehr artikuliert oder bereits im Moment ihres Entstehens unterdrückt wurden.

132 Emotionshistoriker freilich, die die Differenzierung von Emotionen in »echte« bzw. »au-

Angesichts dieser Unsicherheiten in grundsätzlichen Fragen stellt sich die Frage, wie eine Geschichte der Gefühle gelingen soll.¹³³ Worauf soll eine Geschichte der Gefühle gründen, wenn deren hauptsächlicher Gegenstand – Gefühle bzw. Emotionen – nur unzureichend beschrieben werden kann?¹³⁴

8. Disziplinarität und Interdisziplinarität

Angesichts des komplexen Gegenstandes ›Emotion‹ bietet sich eine Zusammenarbeit der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen von selbst an. Wenn es aber den Gegenstand ›Emotion‹ nicht an sich gibt, sondern er von jeder Disziplin wieder anders konstituiert wird, gestaltet sich eine Zusammenarbeit als schwierig.¹³⁵ Wenn die einen (Vertreter der Praxistheorie) die Existenz eines

thentische« und »unechte« bzw. »nicht-authentische« ablehnen – weil alle uns zugänglichen Emotionen kulturell vermittelt seien bzw. weil Emotionen als Verhaltensweisen/Praktiken definiert werden –, haben sich dieses Problems entledigt. Vgl. etwa unten Kap. III E und Kap. V zu den Forschungsberichten von Saxer (2007) und Frevert (2009). Doch die Differenzierung von Innen und Außen kann meines Erachtens gewichtige Argumente für sich ins Feld führen; vgl. unten Kap. III B 3 und E, Kap. IV 4 und Kap. VII.

133 Mein Buch wird sich auf die im ›Westen‹ geführte Forschungsdiskussion beschränken. Dass dem im Westen lange Zeit dominanten Emotionskonzept (Emotionen seien irrational, ungewollt und gefährlich) in anderen Kulturen eine ganz andere Auffassung von Emotionen gegenübersteht, wird spätestens seit Catherine Lutz, *Unnatural emotions* (1988), wiederholt diskutiert.

134 Man kann sich freilich gegenüber der Forderung nach definitorischer Eingrenzung einer Emotion bzw. von Emotionen überhaupt auf den Standpunkt stellen, der »ontologisch instabile(n) Charakter« von Emotionen und die »konzeptionelle Instabilität auch der kategorialen Abgrenzungen« von Emotionen verbieten einen systematischen Zugriff; so Lutter, *Geschlecht, Gefühl, Körper* (2007), S. 26. (Im Übrigen argumentiert Lutter mit Überlegungen der Anthropologin Catherine Lutz zur Performativität von Emotionen im Alltag; diese sind aber auf die Analyse historischer Texte nicht ohne weiteres anzuwenden; vgl. unten Kap. VIII 4. In mittelalterlichen Texten bilden performative Konstruktion einer Emotion und stabiler, konstanter Charakter dieser Emotion keinen Gegensatz). In gewisser Weise ist Lutter Recht zu geben. Doch fragt man sich, wie die Geschichtlichkeit bzw. der historische Wandel von etwas, was phänomenal so instabil und deshalb analytisch kaum zu fassen ist, bewiesen werden kann. Ohne gewisse Klärungen bzw. Eingrenzungen dessen, worüber man spricht bzw. was man erforschen möchte, ist ein wissenschaftlicher Dialog kaum möglich. Zu Recht mahnt Ingrid Kasten, Rezension zu Boquet/Nagy (Hg.), *Politiques des émotions* (2010): *Zeitschrift für historische Forschung* 40,1 (2013) 103–105, S. 105, an, den Begriff ›Emotion‹ »zumindest im konkreten Einzelfall zu präzisieren«, weil andernfalls unklar sei, »ob das untersuchte Phänomen überhaupt als Emotion aufgefasst werden darf«. Berger Waldenegg, *Selbstmord aus Angst vor dem Tod* (2010), bes. S. 51–59, beklagt, dass in geschichtswissenschaftlichen Arbeiten zur Rolle der Emotion Angst bei politischen Entscheidungen zwar mit der Emotion Angst operiert werde, aber ungeklärt sei, was Angst sei.

135 Den Versuch, das Gespräch zwischen Philosophie, Psychologie, Neuropsychologie, Ethnologie und Soziologie über Emotionen zu fördern, hat der Sammelband *Emotions as bio-cultural processes*, hg. Birgitt Röttger-Rössler/Hans J. Markowitsch, Bielefeld 2009, unternommen. Voraussetzungen dieses Gesprächs zwischen den Disziplinen waren freilich

psychischen Innenraums bestreiten und nur von Praktiken sprechen, andere (Philosophen der Phänomenologie) das Fühlen einer Emotion zum Kern ihrer Definition von Gefühl erheben, wird das Konstituieren eines gemeinsamen Gegenstandes nicht gelingen.

Wenn der Gegenstand der kulturwissenschaftlichen Emotionsforschung in den Versuchen, Zugriff auf diesen Gegenstand zu erlangen, als epistemisches Objekt erst entsteht, wird man die in diesen Versuchen erzielten ›Ergebnisse‹ mit Vorsicht aufnehmen müssen. Zum Teil wurden schon die entsprechenden Konsequenzen gezogen. Es lässt sich konstatieren, dass diese Versuche in der Beschreibung dessen, was sie erforschen, recht unbestimmt bleiben bzw. dass »der Wille und die Fähigkeit, Emotionen eindeutig zu fassen, im Zuge der Differenzierung der Emotionsforschung und der Fülle neuer Erkenntnisse abzunehmen scheinen«.¹³⁶ Diese an sich richtige Entscheidung trägt freilich zur Diffusheit kulturwissenschaftlicher Emotionsforschung bei. Andererseits befördert gerade diese Unbestimmtheit des Gegenstandes ›Emotion‹ die interdisziplinäre Zusammenarbeit. Die rasante Rezeption der verschiedensten kulturwissenschaftlichen Theorien in zahlreichen Fachdisziplinen erzeugt eine hinreichende Menge an Schnittstellen zwischen den Disziplinen, was die Zusammenarbeit fördert und einen Austausch der ›Erkenntnisse‹ geradezu erzwingt.¹³⁷ Dynamische Entwicklungen innerhalb der Fachdisziplinen und interdisziplinäres Arbeiten fordern und fördern einander. Doch scheint mir das aktuelle mediale Interesse an der Emotionsforschung einen Sog zu entwickeln, in dessen Strudel sich die Kompetenzen der Einzeldisziplinen auflösen. Alle

monatelange Diskussionen innerhalb der Forschergruppe über eine gemeinsame Terminologie und über eine gemeinsame Kategorisierung von Emotionen (Tier und Mensch gemeinsame Emotionen; den Menschen vorbehaltene Emotionen; nur einer Kultur zugehörige Emotionen). Die Vertreter(innen) aller Disziplinen teilten die Auffassung, dass Emotionen hochkomplexe Systeme seien, bei denen biologische und kulturelle Faktoren ständig interagierten, und dass diese Interaktionssysteme einem Wandel in der Zeit unterworfen seien. Exemplarisch vorgeführt wird dieses Verstehensmodell anhand der zwei Emotionen »shame« und »pride«. Trotz aller Bemühungen um eine gemeinsame Sprache bleibt nach der Lektüre dieses Sammelbandes zu konstatieren, dass eine gegenseitige Rezeption der Ausführungen der jeweils anderen Disziplin(en) nicht erfolgt. Ethnologen, Philosophen, Neurowissenschaftler sprechen über ihre Gegenstände so, als ob die anderen Beiträge aus anderen Disziplinen in diesem Bande gar nicht existierten. Von einem Austausch der Disziplinen in dem Sinne, dass die Erkenntnisse eines ›fremden‹ Faches für den eigenen Forschungsansatz oder für die Beschreibung des eigenen Forschungsgegenstandes fruchtbar gemacht würden, kann keine Rede sein. Das laste ich nicht den Beiträger(innen) des Bandes an, sondern halte es für eine Konsequenz der Schwierigkeit, emotionsrelevante Hirnaktivitäten mit soziokulturell wirksamen Emotionsstandards abzugleichen.

136 Borutta/Verheyen, Vulkanier und Choleriker? (2010), S. 17.

137 Weber-Guskar, Die Klarheit der Gefühle (2009), S. 2, führt die seit den 1980ern und 1990ern Jahren in der Philosophie erkennbare neue Aufmerksamkeit bezüglich der Gefühle darauf zurück, »dass Gefühle in der heute wieder verstärkt geförderten Interdisziplinarität besonders geeignete und ergebnisversprechende Untersuchungsobjekte sind«.

Beteiligten haben es mit ›Emotionen‹ zu tun, obwohl zugleich stets beteuert wird, dass jede Disziplin qua Theorie und Forschungsinteresse eigentlich ihren Gegenstand erst erschaffe. Dann aber fungiert der Terminus *Emotion* nur noch als abstrakte, jedoch werbewirksame Größe.

Deshalb stellen sich angesichts der Komplexität des Gegenstandes ›Emotion‹ mehrere Fragen:

- a. Welchen Beitrag können die *einzelnen Disziplinen* zu dessen Erforschung leisten? Wenn so verschiedene Disziplinen wie Soziologie und Philosophie, Politikwissenschaft und Kunstgeschichte, Psychologie und Literaturwissenschaft, Theologie und Medienwissenschaft denselben Gegenstand ›Emotionen‹ untersuchen wollen, müssten sie es doch – zumindest im Ansatz – erstens auf unterschiedliche Weise tun und zweitens am gleichen Gegenstand Unterschiedliches entdecken.¹³⁸
- b. Auf welche Weise ist eine *Zusammenarbeit* dieser Disziplinen möglich?¹³⁹ Dabei ist freilich zu berücksichtigen, dass die in Frage kommenden Disziplinen auf eine unterschiedlich lange Tradition der Beschäftigung mit emotionsrelevanten Aspekten zurückblicken können. Nicht jede Disziplin, die sich mit Emotionen befasst, betritt damit in den 2000er Jahren Neuland.¹⁴⁰

138 Freilich haben sich die Forschungsobjekte der aktuellen Emotionsforschung in so rasantem Tempo vervielfacht, dass niemand mehr behaupten kann, er überblicke auch nur einen Teil dieser Forschung. Vom 20.–22. Oktober 2014 fand in Genf ein Workshop statt, dessen Rahmenthema lautete »Emotional bodies. A workshop on the historical performativity of emotions«. Die Beiträge handelten von Medizin und Emotion, von Körper und Geist, von emotionalen Gemeinschaften, von humanitären Emotionen in Kriegszeiten, von Anarchismus, Physiognomie, von schreienden Kindern auf Fotos aus der Zeit um 1900, vom performativen Körper und vom Kino eines David Lynch. Vom 20.–21. Februar 2015 soll in New Haven eine Tagung stattfinden zum Thema »Object emotions, revisited: An interdisciplinary conference«. Auf der Vorgänger-Konferenz von 2013 wurden Vorträge gehalten über »forms of animism in fourteenth-century, the role of tiles [Fliesen] in Taiwanese architecture, representations of churches in Willa Cather, oral accounts of labor in factories in India and the songs of Kylie Minogue«; zitiert aus <call-for-papers-sas.upenn.edu/node/58744> [Zugriff am 24. 10. 2014]. Wie und ob sich solche disparate Thematisierungen des Emotionalen zu einer ›history of emotions‹ zusammenfügen lassen, wird sicher keinen der Tagungsteilnehmer interessieren.

139 In dem an der Freien Universität Berlin angesiedelten Exzellenzcluster »Emotions of language« arbeiteten zwischen 2007 und 2014 fast 200 Forscher(innen) aus 20 Disziplinen über das komplexe Miteinander von biologisch-physiologischer Disposition, soziokulturell erlerntem Verhalten und kultureller Umsetzung (in Sprache, Literatur, Film. u. a.). Vgl. außerdem das am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung angesiedelte Projekt ›Geschichte der Gefühle‹, das von Ute Frevert geleitet wird; <<https://www.mpib-berlin.mpg.de/de/forschung/gg/index.htm>>.

140 Erhart, Das zweite Geschlecht (2005), S. 170, spricht mit Blick auf die Männerforschung von einer »idealtypischen Arbeitsteilung« von Geschichtswissenschaft und Literaturwissenschaft, zeigt dann aber (S. 180–206), wie produktiv eine Zusammenarbeit der beiden Disziplinen sein kann.

- c. Gibt es eine *Leitwissenschaft*, die den anderen Disziplinen bestimmte Grundlagenkenntnisse vermitteln könnte, die diese dann ihren eigenen Forschungsansätzen zugrundelegten? In den letzten zehn Jahren schienen die Neurowissenschaften die Paradigmen der Emotionsforschung zu bestimmen.¹⁴¹ Doch geraten deren Thesen zu den neurophysiologischen Prozessen, die in Laborversuchen als Reiz-Reaktion-Schemata erfasst werden, zunehmend in die Kritik.¹⁴² Deshalb wird zunehmend vor voreiligen Übernahmen neurowissenschaftlicher Thesen in den Kulturwissenschaften gewarnt.¹⁴³

Angesichts des komplexen Gegenstands stellt sich die Frage, ob ein disziplinärer Zugriff auf Emotionen überhaupt sinnvoll ist.¹⁴⁴

Umgekehrt hat die Komplexität des Gegenstandes dazu geführt, dass einzelne Wissenschaftsdisziplinen mein(t)en, sie müssten – und könnten – ganz alleine sämtliche Aspekte des multidimensionalen Gegenstandes erfassen und beschreiben.¹⁴⁵ Geschichtswissenschaftler werden dann zu Psychologen,¹⁴⁶ Psychologen zu Linguisten; Soziologen betätigen sich als Philosophen; Literaturwissenschaftler tun die Arbeit von Ethnologen oder Emotionspsychologen.¹⁴⁷

141 Freilich kommen auch Neurowissenschaftler, wenn sie die physiologischen, technisch erfassten Hirnaktivitäten auf ein bestimmtes emotionales Erleben beziehen wollen, nicht ohne den kulturell geprägten Wortschatz und damit nicht ohne vorgegebene kulturelle Konzepte einzelner Emotionen aus. Vgl. dazu Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), bes. S. 230–232. Vgl. jetzt auch Nicole Eustace in der AHR Conversation 2012, S. 1506. Vgl. auch unten Kap. III A (Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft).

142 Deshalb ist etwa eine fruchtbare Zusammenarbeit von Philosophie und Neuropsychologie bei der Erforschung von Emotionen derzeit kaum vorstellbar. Zu unterschiedlich sind die Auffassungen über Entstehen und Bewusstwerden von Emotionen; vgl. etwa Hartmann, *Damasios Irrtum* (2007, ²2008). Freilich wird auch aus neurowissenschaftlicher Sicht Kritik an den Thesen einiger Neurowissenschaftler geübt; vgl. Davidson, *Seven sins* (2003).

143 Plamper in der AHR Conversation 2012, S. 1510–1512; Reddy, ebd., S. 1509; Plamper, *Geschichte und Gefühl* (2012), S. 252, 283–286 u. ö.

144 Robert C. Roberts, *Emotionen. Ein Essay zur Unterstützung der Moralphysikologie*, in: Döring (Hg.), *Philosophie der Gefühle* (2009), S. 263–292 (Auszug aus Roberts, *Emotions. An essay in aid of moral psychology*, Cambridge 2003, S. 14–20 u. 36–56), S. 272, konstatiert: »Keine dieser Disziplinen [Anthropologie, experimentelle Psychologie, Neurowissenschaften, Evolutionsbiologie, Begriffsanalyse] ist in der Lage, Emotionen umfassend zu erklären, aber jede ist besonders gut darin, ihre eigene Art von Fragen zu beantworten.«

145 Merten, *Einführung in die Emotionspsychologie* (2003), S. 9, leitet sein Buch mit folgenden Sätzen ein: »Wer interessiert sich nicht für Emotionen, ihren Ausdruck, ihre Wirkung auf den Körper und auf andere Menschen? Die Emotionspsychologie beschäftigt sich mit all diesen Fragen.« Was hier für die Emotionspsychologie in Anspruch genommen wird, könnte genau so gut für die Soziologie, Philosophie, Geschichtswissenschaft, Ethnologie und Literaturwissenschaft behauptet werden.

146 Hier schon sei angemerkt, dass sich Historiker, die sich der Praxistheorie bedienen, explizit nicht die Arbeit von Psychologen übernehmen wollen; vgl. unten Kap. III E.

147 Wenn Merten, *Einführung in die Emotionspsychologie* (2003), S. 9, erklärt, sein Buch beschäftige sich »vor allem mit der Rolle von Emotionen in zwischenmenschlichen Be-

Bei diesem ›Fremdgehen‹ einer Disziplin wird oft irgendeine These oder Theorie der usurpierten Disziplin unbesehen übernommen.¹⁴⁸

Welche disziplinären Zugriffe auf den Gegenstand ›Emotion‹ kann die Geschichtswissenschaft vorweisen? Von den *Gegenständen* war schon in Abschnitt 5 die Rede. Wie aber steht es um mögliche disziplinäre *Methoden und Theorien*? Die geschichtswissenschaftliche *Emotionsforschung* verfügt über keine eigenen Theorien und Methoden.¹⁴⁹ Meines Erachtens ist in den einschlägigen Studien ein fachspezifischer Zugriff auf den Gegenstand ›Emotion‹ nicht erkennbar. Sozialkonstruktivismus, Praxistheorie, Subjektphilosophie,

ziehungen«, so gilt dies ebenso für zahlreiche literaturwissenschaftliche oder sozialwissenschaftliche Studien der letzten Jahre.

148 Der Soziologe Kleres, Preface (2009), S. 14f., appelliert an seine Fachkollegen, zunächst an einer erst im Entstehen begriffenen soziologischen Theorie der Emotionen zu arbeiten, statt einer soziologischen Öffnung zur Neurobiologie das Wort zu reden. Ähnlich äußern sich die Historikerinnen Hammer-Tugendhat/Lutter, Emotionen im Kontext (2010), S. 11: »Inter- und Transdisziplinarität genügen aber nicht. Notwendig ist eine Reflexion über die Diskursmuster, das *framing* der jeweiligen Disziplin.«

149 Biess, Discussion Forum »History of emotions« (2010), S. 71, stellte an die Teilnehmer (innen) der Diskussionsrunde die Frage: »Emotions have also been the subject of a great deal of interdisciplinary research. Which theoretical approaches do you find most useful in conceptualizing a history of emotions, and what are the major methodological and theoretical challenges?« Die einzige Diskutandin, die einen präzisen theoretischen Ansatz für ihre geschichtswissenschaftliche Forschung nennt, ist Lyndal Roper (S. 71: »psychoanalytic theory«; dieser aber ist in der deutschsprachigen geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung nicht gefragt). Alon Confino weicht der Frage zunächst aus, nennt dann aber Freud als wichtige Basis (S. 72). Ute Frevert (S. 72) ist in ihrer Forschungsarbeit von einer Arbeit der Philosophin Martha Nussbaum inspiriert worden, sodann von dem, was Soziologen über die Geschichte der Emotionen zu sagen wussten (Weber, Elias, Luhmann). Uffa Jensen (S. 73), meint, dass für das Hauptproblem der Historischen Emotionsforschung, das Verhältnis von individuellem Emotionsausdruck und politischen bzw. sozialen Bedingungen zu bestimmen, die Neurowissenschaften keine Hilfe böten. Und die klassischen Sozialtheorien, die Ute Frevert genannt habe, seien zwar anregend, aber mit historischen Meistererzählungen angefüllt. Daniela Saxer (S. 73), benennt als Kernproblem der Emotionsgeschichte auch das Wechselspiel von individuellem emotionalen Ausdruck (sowie Erfahrung) und den sozialen Rahmenbedingungen. Für dessen Erforschung sei Reddys Theorie von der »navigation of feeling« (2001) hilfreich, aber auch die Arbeiten der Soziologin Arlie R. Hochschild. Reddy ist also der einzige Emotionshistoriker, dem eine emotionsgeschichtliche Theorie zugeschrieben wird. Und er wird nur von einer einzigen Emotionshistorikerin als nützliche Ausgangsbasis genannt. William Reddy aber hat seine Theorie der »emotional navigation« aus Bruchstücken linguistischer und kognitivistischer Theorieansätze zusammengebaut. Für die geschichtswissenschaftliche bzw. die kulturwissenschaftliche Emotionsforschung insgesamt scheint die aktuelle neurologische Emotionsforschung wenig relevant zu sein. Vgl. dazu unten Kap. III A. Borutta/Verheyen, Vulkanier und Choleriker? (2010), S. 17, meinen sogar, dass »der Wille und die Fähigkeit, Emotionen eindeutig zu fassen, im Zuge der Differenzierung der Emotionsforschung und der Fülle neuer Erkenntnisse abzunehmen scheinen«. Zwar wird in Einleitungen der einschlägigen Forschungsberichte auf neuere Emotionstheorien verwiesen (vgl. unten Kap. V), doch spielen neurophysiologische Theorien in den geschichtswissenschaftlichen Einzelstudien kaum eine Rolle.

Wortgeschichte, Diskursgeschichte, Bildungs- und Sozialgeschichte finden auch in anderen Disziplinen Anwendung.¹⁵⁰ Dieser wissenschaftstheoretische Befund – die Bündelung ganz unterschiedlicher Methoden und Theorien – lässt sich mit dem äußerst komplexen Gegenstand Emotion erklären. Doch ein disziplinärer Zugriff zeichnet sich dabei nicht ab.

Zu den Schwierigkeiten einer interdisziplinären Zusammenarbeit und zum Problem einer disziplinären Auseinandersetzung mit dem Gegenstand ›Emotion‹ kommen terminologische Schwierigkeiten in der internationalen Zusammenarbeit.¹⁵¹

Auf die Frage, was eine Emotion sei, antworten nicht nur Neuropsychologen, Soziologen und Philosophen, sondern auch Philologen. Denn sie haben zu klären, auf welchen Gegenstand der Terminus *emotion* referiert. Angesichts der heutigen Internationalität der historischen Emotionsforschung stellt sich diese Frage mit besonderer Dringlichkeit.¹⁵² Denn keineswegs meinen die verschiedenen westeuropäischen Sprachen mit den Termini *émotion*, *emotion*, *Emotion* dasselbe. Das englische Wort *emotion* umfasst das, was in der französischen Sprache als *émotion* (kurzzeitiges, körperliches Phänomen) und *sentiment* (länger dauerndes, weniger körperliches Phänomen) auseinandergehalten wird. Wer im Deutschen das Wort *Emotion* im Sinne von ›Gefühl‹ verwendet, steht mit dieser Verwendung näher beim französischen *sentiment* als bei *émotion*. Wer als französischer Historiker eine ›Histoire des émotions‹ im Blick hat, würde demnach *nicht* über Freundschaft, über eheliche Liebe, Neid oder Schamhaftigkeit schreiben. Dies würde eher in eine ›Histoire des sentiments‹ bzw. in eine ›Histoire de l'affect‹ gehören.¹⁵³ Was sich anglophone und deutschsprachige Historiker unter einer ›History of emotions‹ oder einer ›Geschichte der Gefühle‹ vorstellen, ist also keineswegs identisch mit einer ›histoire des émotions‹. Der

150 In dem Sammelband von Frevert u. a., *Gefühlswissen* (2011), etwa sind auch Beiträge versammelt, die mit ihrem begriffsgeschichtlichen Ansatz an eine lange Tradition der Philosophie, Theologie und Philologie anschließen. Nicht Methoden oder Theorien haben sich geändert, sondern traditionelle Methoden und Theorien werden auf neue Objekte angewendet. Freilich ist oft nicht einmal dies der Fall. Man ziehe zum Vergleich heran Lerch, »Passion« und »Gefühl« (1938).

151 Nicht unerwähnt bleiben darf die Schwierigkeit, die Terminologien der natur- und kulturwissenschaftlichen Emotionsforschung kompatibel zu machen. Wie soll eine gemeinsame Forschung von Disziplinen gelingen, wenn diese völlig unterschiedliche Sprachen sprechen. Böhme, *Gefühl* (1997), S. 528, meint, es sei angesichts der Vielfalt von Disziplinen, die sich mit Emotionen befassen, notwendig, ein »gemeinsames Fundament von Kriterien, Terminologien und Axiomen zu legen, welche das disziplinär zersplitterte Feld integrieren könnte. Es ist unwahrscheinlich, daß dies gelingt«.

152 Vgl. Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), S. 202–207.

153 Nagy, *L'historien médiévisse* (2009), S. 1 f.; dazu auch unten Kap. V 7 zum Forschungsbericht Nagy (2009). Ähnliche Differenzierungen bei Stalfort; *Die Erfindung der Gefühle* (2013), S. 62–65.

internationalen und interdisziplinären Verständigung wäre schon geholfen, wenn über die Semantik der verwendeten Kategorien Klarheit herrschte.

9. Implikationen der Terminologie (*Gefühl, Ausdruck*)

Zur Verwirrung über die tatsächlichen Erkenntnisziele geschichtswissenschaftlicher Emotionsforschung trägt auch die innerhalb einer Nationalsprache verwendete Terminologie bei. Der Name des Projekts ›Geschichte der *Gefühle*‹ (›Haben Gefühle eine Geschichte?‹) lässt aufgrund des Terminus *Gefühl* – so wie er in der Alltagssprache verwendet wird – erwarten, dass von subjektivem Erleben, von emotionaler Erfahrung die Rede ist.¹⁵⁴ Und diese Erwartung bildet wohl auch den Impetus für das heute weitverbreitete Interesse an der (wissenschaftlichen) Beschäftigung mit dem Thema ›Emotionen‹.¹⁵⁵ Zugleich aber wird in zahlreichen geschichtswissenschaftlichen Studien der Begriff *Emotion* verwendet,¹⁵⁶ um anzuzeigen, dass man nicht an einem introspektivistischen Ansatz interessiert sei und stattdessen Emotionen als soziales Handeln verstehe. Vor allem die Praxistheorie, die Emotionen als emotionale Praktiken (Liebesbrief schreiben, Beerdigungen, Konzertbesuche, Fußballfest, u.a.) versteht, vermeidet diesen Terminus.¹⁵⁷ Denn sie fokussiert nur äußerlich wahrnehmbare (automatisierte) Aktivitäten des Körpers.

In einigen Emotionstheorien jedoch spielt die Abgrenzung von Emotion und Gefühl eine Rolle. In der philosophischen Emotionsforschung etwa werden explizit eine introspektivistische ›*Gefühlstheorie*‹ bzw. ›*Empfindungstheorie*‹ (*feeling theory*; Gefühl als Gegenstand der Forschung) von einer kognitivistischen

154 Nach Auffassung von Frevert, *Vergängliche Gefühle* (2013), S. 15, erlaubt die Sprache der Gefühle den Historikern »Rückschlüsse auf das, was Menschen tatsächlich fühlten, fühlen wollten oder zu fühlen meinten«. Cornelius, *The science of emotion* (1996), S. 10, erwähnt, dass Emotionen in der Alltagssprache mit *feelings*, d.h. mit subjektiven Erfahrungen (*subjective experiences*) identifiziert werden. Doch diese machten nur einen Teil von Emotionen aus. Hinzu kämen »expressive reactions« (Lachen, Stirnerunzeln u.a.), »physiological reactions« (Änderung des Herzschlags), »behavior« (Laufen, Händereiben), »cognitions« (etwa der Erkenntnis, ungerecht behandelt worden zu sein).

155 S. o. Abschnitt 1.

156 Ein kleine Auswahl mag genügen: Przyrembel, *Sehnsucht nach Gefühlen* (2005) (verwendet austauschbar die Termini *Gefühle* und *Emotionen*); Frevert, *Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?* (2009) (erwähnt den Terminus *Gefühl* nur im Titel, quasi als ›Aufhänger‹, während sie im Text nur von *Emotionen* spricht); in ihrem Büchlein »Vergängliche Gefühle« (2013) verwendet Ute Frevert dagegen ausschließlich den Terminus *Gefühle*. Offensichtlich weckt dieser Terminus mehr Interesse, weil er auf das Innere der Menschen zielt: ›Fühlen die Menschen heute anders als vor 200 Jahren?‹

157 Vgl. unten Kap. III E.

schen ›*Emotionstheorie*‹ (Emotionen als intentionale mentale Zustände) voneinander abgegrenzt.¹⁵⁸

Der Terminus *Gefühl* zielt im Unterschied zu *Emotion* gemeinhin auf das psychisch-subjektive Erleben.¹⁵⁹ Damit aber gerät er in einen Widerspruch zum sozialen Konstruktivismus. Denn der konstruktivistische Ansatz will von In-

158 Vgl. etwa Landweer, *Phänomenologie und die Grenzen des Kognitivismus* (2004), bes. S. 474 (Landweer spricht von »feeling-Theoretikern« einerseits und »Kognitivisten« andererseits. Die Phänomenologen zählt sie zu den Vertretern der *feeling*-Theorie.) u. S. 477 (der Aspekt des »feeling« passe nicht in Martha »Nussbaums kognitivistische Grundannahme«). Landweer/Newmark, *Seelenruhe oder Langeweile* (2009), bes. S. 95–98, stellen Kognitivismus und Feeling-Theorie einander gegenüber (meinen aber, dass kaum jemand die Feeling-Theorie vertrete). Deigh, *Concepts of emotions* (2010, 2012), unterscheidet innerhalb der philosophischen und psychologischen aktuellen Emotionsforschung zwei Richtungen: die eine identifiziere Emotionen mit Gefühlen (»feelings«) bzw. »affective states« und sei »feeling-centered« (S. 17); die andere fasse Emotionen als »intentional states of mind« bzw. als »cognitive states« auf und sei »thought-centered« (S. 17). Der letzteren Richtung wäre beispielsweise auch Solomon, *True to our feelings* (2007), zuzuordnen, auch wenn er während seines jahrzehntelangen Forschens drei unterschiedliche Relationierungen von »emotions« und »feelings« vorgenommen hat (ebd. S. 232 f.). Kettner, *Neid und Eifersucht* (2007), S. 68, distanziert sich von einer introspektionistischen Perspektive, d. h. von der Auffassung, Gemütsbewegungen seien nur subjektive, private, seelische Vorgänge, versteht Emotionen als eine Art »wertender Stellungnahme« und plädiert somit für eine kognitivistische Sicht auf Emotionen, die deren Intentionalität berücksichtigt (freilich thematisiert Kettner ausführlich auch »innere« Gefühlsbewegungen). Döring, *Die Renaissance des Gefühls* (2005), bes. S. 14–16, meint, der Gegenstand kognitivistischer Theorien des »Gefühls« sei treffender als »Emotion« zu bezeichnen (S. 16); sie grenzt »Gefühle im engeren Sinne als Emotionen von Gefühlen im weiteren Sinne ab« (S. 22); so auch bei Döring, *Warum brauchen wir eine Philosophie der Gefühle?* (2006), S. 77 f. Sabine A. Döring, Vorwort, in: dies. (Hg.), *Philosophie der Gefühle* (2009), S. 9–11, S. 9, hebt ebenfalls »reine Gefühle (*feelings*)« von Emotionen ab, die sie als »repräsentationale und damit kognitive mentale Zustände« definiert. Vendrell Ferran, *Die Emotionen* (2008), die aus einer phänomenologischen Position heraus den kognitivistischen Ansatz kritisiert, unterscheidet Emotionen (»leibliche Intentionen, die sich wesentlich auf Werte richten«, S. 19; »einheitliche Gegebenheit von Leiblichkeit und Intentionalität, S. 155) und Gefühl (»jedes affektive Betroffensein«, S. 18 u. 148), »so dass Emotionen eine besondere Klasse von Gefühlen sind« (S. 19). Vgl. überdies unten Kap. III C (Kognitivisten vs. Antikognitivisten) und Kap. IV 3 b (»Zweiphasentheorie«). Zur Unterscheidung von Emotionen (als Affekte zu verstehen) und Gefühlen (in der Seele bewusst erlebten Emotionen) schon in der Antike und im Mittelalter Knuuttila, *Emotions in ancient and medieval philosophy* (2004), S. 18 ff., 107, 182 ff., 224 ff. u. ö.

159 *Gefühle* als »Emotionen mit hoher sprachlicher Selbstreflexivität« und *Affekte* als »einfache, vorreflexive Emotionslagen« unterscheidet etwa der Literaturwissenschaftler Hartmut Bleumer, *Der lyrische Kuss. Emotive Figuren im Minnesang*, in: Kasten (Hg.), *Machtvolle Gefühle* (2010), S. 27–52, S. 31 A. 10. Die Sprachwissenschaftlerin Schwarz-Friesel, *Sprache und Emotion* (²2013), unterscheidet ähnlich: »Gefühle stellen die introspektiv erfahrbare Ebene dar, die das subjektive Erleben von Emotionen betrifft« (S. 80); »Gefühle sind somit erlebte Emotionen, d. h. bewusst empfundene Zustände der inneren Befindlichkeit« (S. 78).

trospektion nichts wissen.¹⁶⁰ Doch in geschichtswissenschaftlichen Studien finden der Begriff ›Gefühl‹ und der soziale Konstruktivismus auf irritierende Weise zusammen.¹⁶¹ Als Arbeitshypothese könnte man formulieren, Gefühl sei das Empfinden einer Emotion.¹⁶² Dem deutschsprachigen Terminus *Gefühl* wird vor allem in der internationalen Forschungsdiskussion – quasi interferentiell – das semantische Merkmal ›innerlich-psychisches Erleben‹ zuteil, weil einige englischsprachige Emotionstheorien (etwa die der Neo-Jamesianer wie Antonio R. Damasio) ›Emotion‹ (*emotion*) und ›Gefühl‹ (*feeling*) unterscheiden und ›Gefühl‹ dabei als psychisches Erleben von Emotion abgrenzen.¹⁶³ Aufgrund des starken Einflusses der amerikanischen auf die deutsche Emotionsforschung kommt es immer wieder zu semantischen Ausdifferenzierungen von *Gefühl* und *Emotion*, die dann aber in der geschichtswissenschaftlichen Formel ›Geschichte der Gefühle‹ ausgeblendet werden.

Für Irritationen sorgt überdies der Terminus *Ausdruck* (*expression*) bzw. *Ausdrucksformen*, der auch in konstruktivistisch orientierten geschichtswissenschaftlichen Arbeiten begegnet. Der Terminus *Ausdruck* suggeriert jedoch, dass es etwas gebe (etwa ein emotionales Erleben), das der Sprache vorausliege oder im Inneren eines Menschen verborgen sei und das sich nun in einer Situation verbal oder nonverbal Ausdruck verschaffe – was dem sozialen Kon-

160 Das Buch von Illouz, *Die Errettung der modernen Seele* (2011), S. 16f., will allerdings als »Bruchstück einer umfassenderen Kulturgeschichte der Introspektion oder Selbstbeobachtung gelesen werden, also jener Sprache und Techniken, die wir gebrauchen, um uns – mit Hilfe solcher Kategorien wie ›Begehren‹, ›Erinnerung‹ und ›Gefühl‹ – auf uns selbst zu beziehen und uns selbst zu ergründen«. Zwischen *Emotion* und *Gefühl* wird in dieser Studie semantisch nicht unterschieden. Illouz ist freilich nicht an den Gefühlen selbst interessiert, sondern am (therapeutischen) Umgang der Moderne mit Gefühlen bzw. Emotionen.

161 Trotz des aktuellen Forschungsdissenses hinsichtlich der definitorischen Abgrenzung von *Affekt*, *Gefühl*, *Emotion* wird das deutsche Wort *Gefühl* vor allem mit einem starken subjektiven, auch selbstreflexiven Empfinden in Verbindung gebracht, dies im Unterschied zum Terminus *Emotion*, der eher einen objektiv messbaren psychischen Zustand meint. In diese Richtung argumentiert auch die Sprachwissenschaftlerin Schwarz-Friesel, *Sprache und Emotion* (²2013), S. 77–81 (emotionstheoretisch argumentierend) und S. 138–143 (verweist auf den Alltagssprachgebrauch, der *Emotion* und *Gefühl* nicht austauschbar verwende).

162 Merten, *Einführung in die Emotionspsychologie* (2003), S. 10. Vgl. auch die nächste Anmerkung. Zum Definitionsproblem von Gefühl, Emotion, Affekt u. a. auch Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), bes. S. 202–207. Hastedt, *Kultur, Natur und Innerlichkeit* (2007), S. 46, schlägt vor, den Terminus *Gefühl* als »Oberbegriff für die ganze Vielfalt der Gefühlsausdrücke zu benutzen«, die er in acht Untergruppen unterteilt: Leidenschaften, Emotionen, Stimmungen, Empfindungen, sinnliche Wahrnehmungen, Wünsche, erkennende Gefühle, Gefühlstugenden.

163 Vgl. Deigh, *Concepts of emotions* (2010, 2012), S. 32–38; Hartmann, *Damasios Irrtum* (²2008), bes. S. 68–75. Freilich werden in zahlreichen anglophonen Arbeiten »emotion« und »feeling« austauschbar verwendet; Vgl. etwa Corrigan, *Business of the heart* (2002), S. 1. Vgl. auch unten Kap. IV 3 b (Zweiphasentheorie).

struktivismus widerspricht.¹⁶⁴ Vertreter dieser Position (1) sind darum bemüht, aus Gesten, Gesichtsausdruck, Handlungen und sprachlichen Äußerungen einer Person Genaueres über deren inneren Zustand zu erfahren.¹⁶⁵ Der Terminus *Ausdruck* wird auch von Historiker(innen) verwendet (2), die der Ansicht sind, es gebe nichts ›hinter‹ sprachlichen Äußerungen zu suchen, also auch nichts, was in einem anderen Medium (Körper, Sprache) zum Ausdruck komme. Demnach existierten Emotionen nur *als Handlung, als Sprechen*.¹⁶⁶ Vertreter der ersten Position meinen, subjektiv erfahrene Gefühle (bzw. Emotionen) würden die sozialen und politischen Aktionen und Interaktionen beeinflussen (Ursache/Folge); Vertreter der zweiten Position sind überzeugt, dass soziale Interaktionen und Emotionen ein und dasselbe seien, dass Emotionen erst in der sozialen Praxis hergestellt werden und deshalb die (kollektiven) Handlungen Geschichte machen. Wenn nun aber beide Positionen in ein und derselben Studie vermischt werden, muss es zu Unstimmigkeiten kommen.¹⁶⁷ Dem skizzierten Widerspruch ist es anzulasten, dass so viele geschichtswissenschaftliche Entwürfe des Projekts ›Geschichte der Gefühle‹ einen diffusen Eindruck hinterlassen.

164 Zur Konfusion innerhalb der Historischen Emotionsforschung hinsichtlich der Verwendung der Termini *expression* und *representation* vgl. unten Kap. VII Zeichentheorie.

165 Vgl. etwa Hans Hecker, Emotionen und Politik – Gefühlsmenschen auf dem Thron, in: Kann (Hg.), Emotionen in Mittelalter und Renaissance (2014), S. 135–156. Oft wird sogar der Terminus *Symptom* für die körperlichen, gestischen und verbalen ›Ausdrucksformen‹ verwendet, als ob das Äußerliche zuverlässig auf ein Inneres verweise. Vgl. dazu unten Kap. VII 1.

166 So lehnen es etwa Borutta/Verheyen, Vulkanier und Choleriker? (2010), S. 18, gemäß sozialkonstruktivistischer Position ab, zwischen »echten Gefühlen im Innern des Individuums« und dem »Ausdruck von Gefühlen« zu unterscheiden. Gefühle würden erst in der sozialen Praxis »hergestellt« (S. 18 u. 22). Dennoch verwenden Borutta/Verheyen die Termini *Gefühl* und *Emotion* austauschbar. Wenn sie aber meinen, dass in einem bestimmten Zeitraum »Gefühle [...] sag- und zeigbar« seien, in einem anderen Zeitraum nicht, weshalb diese Menschen bestimmte »Gefühle [...] unterdrücken« mussten (S. 22f.), und wenn sie davon sprechen, dass Menschen bestimmte »Emotionen zum Ausdruck bringen«, entsteht der Eindruck, dass dem Zeigen und Handeln Gefühle vorausgehen bzw. dass Gefühle auch ohne Handeln vorhanden sind. In dem Beitrag von Borutta/Verheyen werden einerseits die »kollektiven Ausdrucksregeln und -formen von Gefühlen« (S. 18) als Erkenntnisziel ausgegeben, andererseits aber immer wieder davon gesprochen, dass »Gefühle das Handeln« bestimmen (S. 23). Wenn schließlich auch noch »Spannungen zwischen normativen Entwürfen, den sogenannten »emotional standards«, und sozialen Praktiken und subjektiven Erfahrungen« eingeräumt werden (S. 24), ist die Verwirrung des Lesers groß (Hervorhebung R.S.).

167 Wie etwa bei Borutta/Verheyen, Vulkanier und Choleriker? (2010); s. vorige Anmerkung 166. Den Skeptikern, die meinen, »dass sich emotionale Motive für menschliches Handeln methodisch schwer nachweisen lassen«, entgegenen Borutta/Verheyen, S. 23, dies gelte »für rationale Gründe genauso«. Es liege also »kein spezielles epistemologisches Problem der Emotionsgeschichte vor«. Damit wird aber eingeräumt, dass Gefühle eben doch nicht an sozialen Interaktionen ablesbar sind, sondern den Beobachtern verborgen bleiben.

Der geschichtswissenschaftliche Anspruch, eine Geschichte der Gefühle zu entwerfen, suggeriert und impliziert also aufgrund der Terminologie, man werde von inneren psychischen Erlebnissen bzw. von subjektiv-persönlichen Zuständen, d. h. generell von Innerem sprechen.¹⁶⁸ Doch der sozialkonstruktivistische Ansatz, dem zahlreiche Historiker(innen) ebenfalls gerecht werden wollen, stellt unmissverständlich klar, er befasse sich nicht mit der Existenz dieser angeblichen inneren Phänomene. Entweder, weil diese inneren psychischen Vorgänge methodisch und theoretisch nicht zu fassen seien und man sie deshalb ignorieren sollte,¹⁶⁹ oder weil man überzeugt ist, Emotionen existierten nur als soziale Interaktionen,¹⁷⁰ als Sprechakte. Die Vermengung von »laschem« und ri-

168 Günther Anders, *Lieben gestern*. Notizen zur Geschichte des Fühlens, 3. Aufl., München 1997, S. 10, sieht es als Aufgabe künftiger Historiker an, Geschichte als »Geschichte der Gefühle« zu schreiben, und versteht sein Büchlein als einen Beitrag zur »Geschichte sich verändernder Emotionen«, bietet aber vor allem Gespräche, Notizen, Diskurse, Essays zur Liebe.

169 Frevert, *Angst vor Gefühlen?* (2000), leitet ihren Beitrag mit den Worten ein: »Dies ist ein Plädoyer für Gefühle«. Diese Ankündigung lässt eigentlich erwarten, dass von Gefühlen die Rede sein werde und nicht nur von deren Bezeichnungen, Bewertungen, Ausdrucksformen, Codes und Repräsentationen. Doch wehrt Frevert an späterer Stelle ihres Beitrags die Suche nach der »Emotion pur« als ein unsinniges Unterfangen ab (S. 100). Jenseits der Sprache gebe es kein Gefühl. Doch Freverts Überzeugung, »dass man nur das tun und fühlen könne, was die linguistischen Ressourcen bzw. das Repertoire sozialer Praktiken erlauben« (S. 99), steht in merkwürdigem Gegensatz zu der Feststellung, Gefühle seien »vorsprachlich und körperzentriert« (könnten »aber in Worte gefasst und diskursiv reguliert werden«, S. 103). Sind Gefühle auch vor und außerhalb von Sprache existent und werden erst in einem zweiten Schritt sprachlich »eingeholt«? Dann aber stünde die Gültigkeit der These, man fühle nur das, was man auch sprachlich fassen können, auf der Kippe. Ebenso überraschend kommt die Anregung, die Geschichtswissenschaft möge »beispielsweise untersuchen, mit welchen Gefühlen und emotionalen Bedürfnissen Männer aus dem Ersten oder Zweiten Weltkrieg heimkehrten, ob diese Gefühle kommunikationsfähig waren« (S. 106). Denn auch hier wird die Möglichkeit einer unüberbrückbaren Kluft zwischen Emotionen und Sprache eingeräumt. Wenn Menschen nur das fühlen, was ihnen ihre Sprache vorgibt, leuchtet das Ansinnen zu überprüfen, ob eine Emotion kommunikationsfähig, d. h. in Sprache übersetzbar ist, kaum ein.

170 Vgl. etwa Julie Livingston in der AHR Conversation 2012, S. 1520: Sie versteht »emotions as necessarily social processes« – was natürlich automatisch dazu führt, Sozial- und Emotionsgeschichte als interdependent anzusehen. Saxer, *Mit Gefühl handeln* (2007), S. 23, interessiert sich vor allem für die »emotionale[n] Interaktionen in sozialen Situationen« bzw. »den sozialen Gebrauch von Emotionen«. Konsequenter wäre es dann allerdings, Emotionsmanifestationen und nicht Emotionen zum Forschungsgegenstand zu machen. Diese Sicht entspräche korrekt der Interaktionsforschung. »Betrachtet man Emotionen aus interaktiver oder sozialer Perspektive, so ist die Emotionsmanifestation primär gegenüber der Emotion«; Fiehler, *Kommunikation und Emotion* (1990), S. 46. (Vgl. unten Kap. VII Zeichentheorie). Relativ unproblematisch ist es dann auch, ein spätmittelalterliches *Trauerverhalten* weniger als Ausdruck eines individuellen Gefühls denn als Ausdruck einer sozialen Rolle zu verstehen; Bernhard Jussen, *Dolor und Memoria*. Trauerriten, gemalte Trauer und soziale Ordnungen im späten Mittelalter, in: Otto Gerhard Oexle (Hg.), *Memoria und Kultur*, Göttingen 1995, S. 207–252, S. 211.

gidem Konstruktivismus sorgt für erhebliche Unstimmigkeiten.¹⁷¹ Diese zwei Perspektiven vertragen sich nicht.¹⁷²

10. Emotionen und Texte über Emotionen

Wovon soll eine ›Geschichte der Gefühle‹ handeln, wenn nicht von den Gefühlen selbst? ›Nur‹ von Repräsentationen? Dann wäre genauer zu fragen, was diese Repräsentationen ›wert‹ sind. Worüber geben sie Auskunft? Man wird allererst die Entstehungsbedingungen der materialen Träger dieser Repräsentationen berücksichtigen müssen (Texte, Bilder, Musikinstrumente, Wohnräume, u. a.). Die emotionsgeschichtliche Analyse von Texten aus verschiedenen Jahrhunderten kann nicht einen Wandel von (vorsprachlichen) Emotionen belegen, sondern zunächst einmal ›nur‹ unterschiedliche Versprachlichungen/Verbildlichungen von Emotionen feststellen.¹⁷³

171 Vgl. oben Abschnitte 3 u. 5. Anne Scott/Cynthia Kosso, Introduction, in: Scott/Kosso (Hg.), *Fear and its representations* (2002), S. xi–xxxvii, S. xii, gehen davon aus, dass »the general nature of fear« und auch die »physiological responses« von Furcht/Angst kulturübergreifend seien. Trotz der »universal qualities and categories of fear« seien aber die Ausdrucksformen, die sozialen Funktionen und die Bewertungen von Furcht kulturspezifisch. Dies würde aber heißen, dass es ein emotionales anthropologisches Substrat ›Furcht‹ gebe, das ›lediglich‹ eine soziokulturelle Überformung erfahre. Dann aber würde einer Emotionsgeschichte, die nach kulturbedingten emotionalen Erfahrungen fragt, das Objekt verlorengehen.

172 Vgl. oben Anm. 57 zu Armon-Jones, *The thesis of constructionism* (1986), bes. S. 37–39. Der soziale Konstruktivismus wird vereinzelt von Emotionshistorikern so sehr verwässert, dass er als kompatibel mit der Freud'schen Psychoanalyse erscheint; so etwa bei Jutta Eming, *Mediävistik und Psychoanalyse*, in: Jaeger/Kasten (Hg.), *Codierungen von Emotionen im Mittelalter* (2003), S. 31–44. Dazu Schnell, *Psychoanalyse* (2011), bes. S. 415f. Angesichts der Schwierigkeiten, Psychoanalyse und Historische Emotionsforschung in ein fruchtbares Gespräch zu bringen, habe ich in der vorliegenden Monographie auf eine Berücksichtigung psychoanalytischer Konzepte verzichtet. Für einen psychoanalytischen Ansatz in der Historischen Emotionsforschung plädiert Lyndal Roper, Beitrag in: Biess, *Diskussion Forum »History of emotions«* (2010), S. 71. Doch zeigt Lyndal auch die Probleme dieses Ansatzes auf.

173 Einen vorzüglichen Überblick über die methodischen Schwierigkeiten, mit denen Emotionshistoriker bei der Auswertung von historischen Texten konfrontiert sind, bieten Bormann/Freiberger/Michel, *Theoretische Überlegungen zum Thema Angst* (2010), bes. S. 25–33 (Präzisierung des Forschungsgegenstandes; Reflexion der verwendeten Emotionsbezeichnungen; Relation von aktuellen und historischen Emotionswörtern; kombinatorisches Auftreten von Emotionen; Grenzen der Verbalisierung von Gefühlen; Emotionen trotz fehlender Bezeichnungen; Thematisierung von Emotionen in der Öffentlichkeit vs. Privatheit; Berücksichtigung auch des Nichtgesagten). Dennoch geben auch sie als Ziel geschichtswissenschaftlicher Emotionsforschung aus, die emotionalen Zustände historischer Personen offenzulegen. Im Unterschied zu sozialkonstruktivistischen Arbeiten – ohne dass aber diese Differenz vermerkt wird – gehen die Verfasser dieser Studie von einer

Der Historischen Emotionsforschung steht eine Fülle von Texten und Bildern als Quellen zur Verfügung. Die Vielfalt der überlieferten Texte und Bilder verspricht einen umfassenden Einblick in die emotionalen Erfahrungen unserer Vorfahren.¹⁷⁴ Nicht nur Autobiographien und Briefe, Predigten und Chroniken, sondern auch Testamente, Gerichtsakten, Polizeiordnungen, Grabreden, Kirchenordnungen, Stiftsbilder, Porträts, scheinen uns etwas über offene und verborgene Gefühle im Leben der Menschen zu verraten. Dazu kommt eine Fülle literarischer Zeugnisse, die wortreich die emotionalen Befindlichkeiten einzelner Figuren beschreiben, in einem Roman, auf der Theaterbühne, in einem Gedicht. Dieser Reichtum an historischen Quellen lässt das Projekt einer ›Geschichte der Gefühle‹ als äußerst erfolgsversprechend erscheinen. Befragt man allerdings die Studien und Forschungsübersichten, die für ein solches Projekt plädieren, nach den Inhalten und Methoden einer solchen Emotionsgeschichte, stößt man auf einige Leerstellen, Unstimmigkeiten und Fehlschlüsse.¹⁷⁵ Mir scheint die je spezifische Textualität der Quellen zu wenig beachtet zu werden.

Für Historiker, die es gewöhnlich mit Texten zu tun haben, verdeckt die Formel ›Emotionen machen Geschichte‹ – über die in Abschnitt 6 diskutierten Aspekte hinaus – die tatsächlichen ›Verantwortlichkeiten‹. In der langen abendländischen Geschichte haben oft nicht Emotionen Geschichte gemacht, sondern zunächst einmal waren es Texte, die Geschichte machten (ob Flugblätter in den Bauernkriegen des 16. Jhs., ob handgeschriebene Zettel im Paris des 18. Jhs. oder Plakate in den 1920er Jahren in Deutschland). Um das affektive bzw. affizierende Potential dieser Texte zu erforschen, bedarf es der Zusammenarbeit von Politologen, Soziologen, aber eben auch von Philologen. Der Slogan ›Emotionen machen Geschichte‹ suggeriert, wir könnten uns die Mühe ersparen, der Frage nachzugehen, wie aus den Texten Emotionen wurden – weil Historiker nur an den Emotionen interessiert seien.¹⁷⁶ Doch gerade der Fokus der sozial-

»Lücke zwischen Emotionen und Verbalisierung« aus (S. 31). Emotionen existieren demnach auch vor und außerhalb der Sprache.

174 Ich bin mir bewusst, dass der von mir häufig verwendete Terminus *Erfahrung* einer Definition bedürfte. Doch müsste dies einen Überblick über die historischen Ausprägungen dessen einschließen, was in früheren Jahrhunderten unter ›Erfahrung‹ verstanden wurde (das Gegenteil von Buchgelehrsamkeit bzw. universitärem Wissen; *experientia* als Gegenteil von *opinio*; sinnliche Wahrnehmung; allgemeine Lebenserfahrung; Selbsterlebtes; Selbsterkenntnis, u. a.). Da ich jedoch *Erfahrung* stets als emotionsbezogene Kategorie verwende, genügt es, auf Kap. III und IV zu verweisen, in denen die einschlägige Diskussion zu den Prozessen emotionalen Erlebens vorgestellt wird. Zum Begriff der ›Erfahrung‹ in Mittelalter und Früher Neuzeit vgl. zuletzt Paul Münch (Hg.), »Erfahrung« als Kategorie der Frühneuzeitgeschichte, München 2001; Thomas Bénatouil/Isabelle Draelants (Hg.), *Expertus sum. L'expérience par le sens dans la philosophie naturelle médiévale*, Florenz 2011.

175 Vgl. zu den geschichtswissenschaftlichen Zugriffen auf den Gegenstand ›Emotion‹ unten Kap. V, VI, VIII und X.

176 So präsentiert Ute Frevert, *Angst vor Gefühlen?* (2000), eine Fülle interessanter Beispiele

konstruktivistisch orientierten geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung auf den kulturell bedingten Emotionen müsste es als dringlich erscheinen lassen, genau zu untersuchen, welche kulturspezifischen sprachlich-rhetorischen Mittel ein bestimmtes kulturspezifisches affektives Potential enthalten und auch provozieren können.¹⁷⁷ Doch an der Zusammenarbeit von Historikern und Philologen fehlt es.¹⁷⁸

Wenn davon ausgegangen wird, dass Historikern Gefühle meist nur in Form von »Repräsentationen« zugänglich sind, und wenn unbestritten ist, dass diese Repräsentationen ihrerseits von deren Funktionen bestimmt werden, müsste das Studium des Zusammenhangs von Gefühlen, Gefühlsrepräsentationen und dem jeweiligen Darstellungsmedium zu den obersten Aufgaben historischer Emotionsforschung gehören.¹⁷⁹

Ob nun *Emotions-* oder *Emotionenforschung*, ich verwende im Hinblick auf die Kulturwissenschaften nur ungerne den Begriff *Emotions/enforschung*. Denn

dafür, welch bedeutende Rolle Emotionen im 20. Jahrhundert gespielt haben. Gefühle stehen im Zentrum von Freverts Ausführungen. Doch erfahren wir nicht, mit welchen Methoden wir diese Emotionen nachweisen können. Frevert kann sich dies insofern leisten als sie vor allem an »kollektiven Emotionen« (S. 105) interessiert ist; diese belegt sie anhand von *Verhaltensweisen* von Gruppen und ganzen Bevölkerungen. Angesichts dieses (weit verbreiteten) Forschungsansatzes stellt sich mir die Frage, weshalb zahlreiche geschichtswissenschaftliche Studien in ihren Einleitungen neuere emotionstheoretische Positionen in Psychologie und Neurowissenschaften referieren. Denn von »inneren« Vorgängen wollen sie eigentlich nichts wissen.

177 In der literaturwissenschaftlichen Rezeptionsästhetik wird darüber seit vielen Jahren geforscht. Vgl. dazu unten Kap. VIII 1 e. Einen interessanten Fall aus den 1930er Jahren in China schildert die Sinologin Eugenia Lean in der AHR Conversation 2012, S. 1498–1500. Lean betont die Bedeutung des »emotional vocabulary«, des »affective narrative«, »the narratives of bitterness« (S. 1499) (was sie freilich nicht davon abhält, an anderer Stelle von Emotionen als quasi eigenständigen Akteuren zu sprechen, s. oben Kap. I, Anm. 92). In diesem Fall machen also zunächst einmal nicht Emotionen Geschichte, sondern Texte (Erzählungen) machen Emotionen, die dann erst Geschichte machen. Die erste Phase darf nicht ausgeblendet werden, weil sie uns Erkenntnisse über die zweite Phase ermöglicht. In den Medienwissenschaften interessieren ebenfalls mehr die emotionalen Reaktionen der Zuschauer (auf Film, Fernsehen, Radio, Massenpresse) als die Techniken und Strategien, mit denen ein Medium es versteht, die Zuschauer zu emotionalisieren; vgl. die Beiträge in Bösch/Borutta (Hg.), *Die Massen bewegen* (2006); Ute Frevert/Anne Schmidt (Hg.), *Geschichte, Emotionen und visuelle Medien*, Göttingen 2011 (*Geschichte und Gesellschaft* 37,1).

178 Es ist bezeichnend, dass zu dem geschichtswissenschaftlichen Berliner Projekt, Kinderbücher daraufhin zu untersuchen, wie sie Kinder anleiten, Gefühle zu entwickeln, keine Literaturwissenschaftler(innen) hinzugezogen wurden; vgl. Frevert u. a., *Learning how to feel* (2014). Zur mangelnden Zusammenarbeit von Historikern und Literaturwissenschaftlern auch unten Kap. VIII und Kap. X 4. Hingegen ergibt sich völlige Übereinstimmung mit sozialwissenschaftlichen Fragestellungen. Dort lesen wir ebenfalls, dass »Emotionen im Laufe von Sozialisationsprozessen erlernt« werden; Flam, *Soziologie der Emotionen* (2002), S. 127.

179 Zu den diesbezüglichen Defiziten vgl. unten Kap. VI.

er suggeriert, es gehe in den einschlägigen kulturwissenschaftlichen Studien (Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte, Geschichtswissenschaft, Linguistik) um die Erforschung von Emotionen. Doch in Wirklichkeit werden meist nicht Emotionen erforscht, sondern Konzepte, Darstellungen, Beschreibungen, Bewertungen, Bezeichnungen, Diskurse von Emotionen. Doch um die Lesbarkeit meines Textes nicht zu erschweren, verzichte ich bei der Verwendung dieses Begriffs auf die an vielen Stellen eigentlich erforderlichen Anführungsstriche.

11. Erfordert die Emotionsgeschichte eine neue Periodisierung der abendländischen Geschichte?

Ein weiteres grundsätzliches Problem geschichtswissenschaftlicher Emotionsforschung ist hier anzusprechen. In einigen neueren geschichtswissenschaftlichen Emotionsstudien wird darüber spekuliert, ob sich unsere Vorstellung(en) vom Verlauf der (westeuropäischen) Geschichte durch die Berücksichtigung ›der‹ Geschichte der Gefühle nicht grundlegend ändern müsste(n) – dies wiederum aufgrund der Unterstellung, die Emotionen (selbst) stünden im Zentrum dieser Geschichte.¹⁸⁰ Die große Aufbruchstimmung auch in geschichtswissenschaftlichen Emotionsstudien ist der Erwartung geschuldet: Wenn wir die Geschichte nicht mehr mit Blick auf die (kognitionslastige) Geschichte von Verfassungen, Institutionen, Ideen, Wirtschaftsreformen und sozialen Bedingungen schreiben, sondern in Erfahrung bringen, welche Emotionen Politiker, Generäle, Unternehmer, Forscher und ganze Völker bei ihrem Handeln angetrieben haben, dann wüssten wir, ›was die Welt/Geschichte im Innersten zusammenhält‹.¹⁸¹ Obwohl sich in der Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts die Einsicht durchgesetzt hat, dass unsere Forschungen niemals dazu führen könnten zu wissen, wie ›es‹ wirklich gewesen ist, sondern dass wir – jede Epoche, jede Generation für sich – Geschichte immer wieder neu konstruieren,

180 Diese Erwartung äußern William Reddy bei Plamper, *Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle?* (2010), S. 49; Matt, *Current emotion research* (2010), S. 120 u. 122. Matt stellt überdies Emotionsstudien vor, die diese neue Sicht auf die Geschichte angeblich bereits in anregende Resultate umgesetzt hätten. Freilich handeln diese Arbeiten fast ausschließlich über das 19./20. Jh., so dass daraus noch kein neues Gesamtbild der Geschichte abgeleitet werden kann.

181 Piroška Nagy, *Présentation. Le Moyen Âge en émoi: Critique* 2007/1 n° 716–717, S. 3–9, S. 4–7, sieht in der Berücksichtigung von Emotionen in der neueren Geschichtswissenschaft eine (notwendige) Reaktion auf die Beschreibung der Geschichte aus der Perspektive der *rationalisation*. Damit einher gehe ein neues (holistisches) Menschenbild – und ein neues Geschichtsbild. Freilich wäre zu bedenken, ob angesichts der neueren Emotionstheorien, die eine enge Interferenz von Emotion und Kognition betonen, eine »re-evaluation« der traditionellen Geschichtsschreibung überhaupt erforderlich sein wird.

lebt die Historische Emotionsforschung – trotz aller konstruktivistischen Be-
teuerungen – von der Hoffnung, genau dies zu erreichen. Denn Emotionen
gelten gemeinhin als das Intimste, Persönlichste, Motivierendste eines Men-
schen. Wenn es uns gelänge, so die Überzeugung, diese geschichtsmächtigen
Kräfte zu fassen, liege die Geschichte wie ein offenes Buch vor uns.

Wenn es aber, so mein Einwand, ›lediglich‹ darum geht, die historischen
Folgen von Emotionen – nicht das Fühlen selbst – im religiösen, sozialen und
politischen Zusammenleben der Menschen über Jahrhunderte hin zu be-
schreiben, ist ein gravierendes Umschreiben der Geschichte wohl kaum erfor-
derlich.¹⁸² Denn die Folgen der Emotionen, sichtbar in der Sozial-, Wirtschafts-,
Militär- und Alltagsgeschichte, sind seit langem Gegenstand geschichtswissen-
schaftlicher Forschung.¹⁸³ Inwiefern würde also die Geschichte der Gefühle
unser Geschichtsbild verändern?¹⁸⁴ Die Suggestion, ein solches Umschreiben der
Geschichte werde infolge der (zu erwartenden) Resultate der Historischen
Emotionsforschung erforderlich, steigert selbstverständlich die Bedeutung des
Unternehmens ›Geschichte der Gefühle‹. Es wäre naiv zu glauben, Wissenschaft
beziehe ihre Dynamik ausschließlich von ihren Gegenständen her.

Hinsichtlich der Auswirkungen des Projekts ›Geschichte der Gefühle‹ auf die
aktuelle Geschichtsschreibung zeichnet sich ein Widerspruch in der ge-
schichtswissenschaftlichen Emotionsforschung ab. Einerseits vertritt sie
mehrheitlich die Auffassung, Emotionen seien soziokulturelle Produkte, also
durch die jeweiligen historischen Rahmenbedingungen bedingt. Demnach

182 Gegenüber Reddy, *The navigation of feeling* (2001), ist der Einwand erhoben worden, er
bestätige lediglich die traditionellen Periodisierungen der französischen Geschichte; vgl.
Plamper, *Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle?* (2010), S. 49. Geht also die Ge-
schichte der Emotionen mit den anderen Geschichten konform? Barbara Rosenwein bei
Plamper, *Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle?* (2010), S. 64, meint, die ideale
Emotionsgeschichte sei »eine Einbindung von Emotionen in die ›reguläre‹ Geschichte«.

183 In der Mediävistik etwa sind emotionsrelevante Aspekte und Faktoren in der Frömmig-
keitsgeschichte, Literaturgeschichte, Kirchen- und Klostergeschichte, Philosophie- und
Rechtsgeschichte, ja sogar in der Verfassungsgeschichte – so ist etwa die Territorialisierung
im 12./13. Jh. hinsichtlich ihrer psychosozialen Folgen für das Selbstverständnis der
ländlichen Ritterschaft thematisiert worden – längst berücksichtigt worden.

184 Bettina Hitzer, *Emotionsgeschichte* (2011), S. 1, lässt offen, ob »Emotionsgeschichte nur die
Entdeckung eines neuen Gegenstandes innerhalb der Geschichte« sei, »oder geht ihr An-
spruch darüber hinaus, handelt es sich um die Definition einer neuen Kategorie von Ge-
schichte, deren systematische Berücksichtigung das heutige Verständnis des historischen
Prozesses tiefgreifend ändern wird wie vor dreißig Jahren das Geschlecht?«. Hitzer, ebd.,
unterstellt der einschlägigen Forschungsdiskussion die »Suche nach einem neuen Narrativ
von Geschichte«. Eine solche optimistische Sicht ist verständlich, denn wozu sollte man sich
mit der Emotionsgeschichte befassen, wenn am Ende nur Einsichten stünden, die das
bestätigten, was Sozialgeschichte und Politikgeschichte bereits wissen? Doch das aspekt-
reiche und anregende Büchlein von Frevert, *Vergängliche Gefühle* (2013), bestätigt die
bislang gültigen Vorstellungen vom (politischen, wirtschaftlichen, soziokulturellen) Ver-
lauf der Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert (zu diesem Buch s. u. Kap. VI E).

würden Sozial-, Kultur- und Gefühlsgeschichte meist konform gehen. Genau dieser Ansatz liegt den z. T. heute noch maßgeblichen Meistererzählungen von Max Weber oder Norbert Elias zugrunde. Sozial-, wirtschafts- und psychogeschichtliche Prozesse haben demzufolge in *wechselseitiger Abhängigkeit* dafür gesorgt, dass sich die Neuzeit von vorhergehenden Jahrhunderten durch eine wachsende emotionale Selbstkontrolle auszeichne.¹⁸⁵ Andererseits hängt die Historische Emotionsforschung dem Gedanken an, die Beschäftigung mit der (angeblich) lange vernachlässigten Geschichte der Emotionen werde ein völlig neues Bild vom Verlauf der (westeuropäischen) Geschichte entstehen lassen. Was gilt nun: Sind die Gefühle der Menschen von den rechtlichen, sozialen, religiösen und politischen Bedingungen – wie sie in den einschlägigen Geschichtsdarstellungen umfassend beschrieben werden – geprägt oder aber nicht? Steht die Geschichtswissenschaft infolge des *emotional turn* vor einer ganz neuen Sicht auf die Geschichte insgesamt?¹⁸⁶ Wenn Emotionsgeschichte als Geschichte sozialer und politischer Bewegungen dargeboten wird – weil Emotionen als Verhaltensweisen, als soziale Praktiken und als Handlungen begriffen werden –, verringert sich deren Abstand zur traditionellen Sozial- und Politikgeschichte zusehends. Denn auch dort können wir über Arbeiterstreiks, nationale Begeisterung, Friedensdemonstrationen, Massenmanipulation, religiöse Bewegungen, Bauernaufstände und Salonkultur lesen.

12. Frage nach einem angemessenen Geschichtsmodell

Über die Frage nach der Periodisierung der Emotionsgeschichte hinaus ist generell zu fragen, welchem geschichtstheoretischen Modell ›die‹ Emotionsgeschichte integriert werden soll und kann. Da die neueren Studien zur Rolle der Gefühle in der Geschichte meist sehr begrenzte Aspekte anhand sehr kleinteiliger Zeiträume untersuchen, bleiben grundlegende theoretische und metho-

185 Diese Auffassung vertritt etwa Illouz, *Die Errettung der modernen Seele* (2011), S. 113f. Doch möchte Illouz über Elias' Thesen hinauskommen. Sie wirft Elias vor, er habe emotionale Selbstkontrolle als monolithische Kategorie behandelt. Doch es gebe verschiedene Formen dieser Art von Selbstkontrolle; Illouz, ebd., S. 114.

186 Folgende Lösung ist denkbar: Die bloße disziplinäre Umbewertung von Emotionen – dadurch dass sie nun in ihren unverzichtbaren Funktionen für Individuen und Gesellschaften berücksichtigt werden – könnte für manche »re-evaluation« historischer Konstellationen, wenn schon nicht für neue Periodisierungen der Geschichte, sorgen. In diesem Rahmen könnten dann auch soziale Aufstände bzw. Bewegungen nicht mehr nur als politische oder religiöse Faktoren der Geschichte gesehen werden, sondern als durch emotionale Dynamiken gekennzeichnete und gegen herrschende Emotionsstandards gerichtete Bewegungen; vgl. etwa Helena Flam, *Emotions' map. A research agenda*, in: Flam/Debra King (Hg.), *Emotions and social movements*, London/New York 2005, S. 19–40. Vgl. auch unten Kap. VI B.

dische Fragen meist außen vor.¹⁸⁷ Ist für die ins Auge gefasste Geschichte der Gefühle ein neues Geschichtskonzept zu erarbeiten?¹⁸⁸ In welches der kontrovers diskutierten Geschichtsmodelle – Stichworte: Fragmentarität oder Totalität, Kontinuität oder Diskontinuität, Teleologie oder Kontingenz, Mikrogeschichte oder Strukturgeschichte, Fortschritt oder Rückschritt, Gewinn oder Verlust – lässt sich eine Geschichte der Gefühle einfügen?¹⁸⁹ Die von Postmoderne bzw. Poststrukturalismus angestoßene Debatte über das Einheitsdenken von Historikern (Epoche, Klasse, Gesellschaft, Mentalität u. a.) hat in der Emotionsgeschichte bislang wenig Beachtung gefunden.¹⁹⁰ Die aktuelle Historische Emotionsforschung schwankt – angesichts der tastenden Anfänge der ambitionierten Forschungsrichtung verständlich – zwischen einem makrogeschichtlichen Konzept (dem Elias-Paradigma)¹⁹¹ und einem mikrogeschichtlichen Ansatz, der etwa die Furcht der Menschen in den USA Ende des 19. Jhs. vor dem Lebendig-Begraben-Werden dokumentiert,¹⁹² oder das *emotion management* bei Stewardessen der Delta Airlines untersucht.¹⁹³ Insgesamt tendiert die

187 Hitzer, Emotionsgeschichte (2011), S. 9, sieht dies offensichtlich anders. Ihr zufolge haben wir in der Historischen Emotionsforschung »eine Zeit der theoretisch-methodischen Reflexion« hinter uns. Doch räumt sie ein, dass mit den vorliegenden Theorien keinesfalls alle Probleme der kulturwissenschaftlichen Emotionsforschung gelöst seien.

188 Vgl. etwa Edward H. Carr, What is history?, Houndmills u. a. 2001.

189 Der Philosophiehistoriker Dominik Perler verzichtet in seinem Buch über die »Theorien der Intentionalität im Mittelalter« (Frankfurt a.M. 2002; 2., durchges. Aufl. 2004) ganz »bewusst auf die Konstruktion einer Entwicklungsgeschichte« und führt dafür drei Gründe an: 1. In den mittelalterlichen Texten würden keine älteren durch neuere Modelle ersetzt, sondern es stelle sich eine Pluralität von konkurrierenden Theorien ein. 2. Die mittelalterliche Philosophie weise keine »immanente« und keine »lineare« Entwicklung auf. 3. Überhaupt sei es gefährlich, in der Philosophie von einer Entwicklungsgeschichte zu sprechen, falls damit eine Geschichte des Aufstiegs zu immer besseren Theorien und besseren Lösungen verstanden werde (Vorwort zur 2. Aufl, S. X sq.). Wenn aber selbst im Bereich der philosophischen Theorien zu einem einzigen Frageaspekt eine klar erkennbare Entwicklung nicht zu greifen ist, wie soll es dann der Historischen Emotionsforschung gelingen, die Geschichte eines so vielschichtigen (psychologischen, soziologischen, neurologischen, linguistischen, philosophischen) Phänomens wie desjenigen der Emotionen zu schreiben? Müssen wir uns möglicherweise mit der Skizzierung einzelner historischer Momentaufnahmen begnügen?

190 Vgl. jedoch unten Kap. X 4 (Geschlechtergeschichte).

191 Vgl. dazu Schnell (Hg.), Zivilisationsprozesse (2004). Der Elias'schen Vorstellung von einer seit dem Mittelalter zunehmenden Kontrolle und Regulierung der Affekte sind noch verpflichtet u. a. Benthien u. a., Einleitung (2000), S. 11; Muchembled, Pour une histoire des émotions (2007). Gegen das Modernisierungsparadigma mit seinen Begleitern »Rationalisierung« und »Disziplinierung« argumentiert hingegen Vester, Emotion (1991), S. 203–213, in seiner Skizze zu einer möglichen Geschichte von Emotionen aus soziologischer Sicht (bes. S. 206f.). Vgl. auch unten Kap. V 1 zum Forschungsbericht Rosenwein (2002).

192 Bourke, Fear. A cultural history (2005).

193 Arlie Hochschild, The managed heart, Berkeley 1983. Diese Studie, die die »emotional labor« von Flugbegleiterinnen – nämlich nicht nur stets freundlich zu erscheinen, sondern

aktuelle geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung dahin, weniger einlinige Entwicklungen als widersprüchliche Prozesse sowie Brüche und Nuancen nachzuzeichnen.¹⁹⁴

Die Frage nach der Periodisierung der Emotionsgeschichte stellt sich angesichts der Trends in der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten mit besonderer Dringlichkeit. Denn die in den 1950/60er Jahren noch dominante Beschäftigung mit den ›großen Gestalten‹ einerseits und der Verfassungsgeschichte andererseits erhielt in den 1970er/1980er Jahren mächtige Konkurrenz durch die Thematisierung der Geschichte der ›kleinen Leute‹, der Alltagswelt, der Mikrogeschichte. Bei dieser Verlagerung der Erkenntnisinteressen traten strukturelle und makrogeschichtliche Fragen und damit Aspekte der Periodisierung in den Hintergrund. In der aktuellen Geschichtswissenschaft insgesamt hat die Bereitschaft, längerfristige Entwicklungen zu behaupten, rapide abgenommen.¹⁹⁵ Begriffe wie ›Widersprüche, gegenläufige Tendenzen, Brüche, Neuanfänge‹ beherrschen die Diskussion. Dann aber wird es schwierig, ein ›Später‹ von einem ›Früher‹ abzugrenzen.¹⁹⁶ Übertragen bzw. angewendet auf die Emotionsgeschichte hieße dies, dass sich innerhalb einer ›Gefühlskultur‹ kein ›Später‹ sinnvoll auf ein ›Früher‹ beziehen lässt und dass überdies zwei historisch aufeinanderfolgende Gefühlskulturen kaum eindeutig als different gegeneinander abgegrenzt werden können. So sind etwa die bisherigen Versuche, aufgrund unterschiedlicher Kind/Eltern-Beziehungen oder aufgrund unterschiedlicher Relationierung von Liebe und Ehe Mittelalter und Neuzeit zu kontrastieren, unbefriedigend geblieben.¹⁹⁷ Soll sich und muss sich Emotionsgeschichte also auf die Erforschung kurzer Zeitstrecken beschränken und auf die Beschreibung längerfristiger Veränderungen verzichten? Diese Selbstbe-

auch zu versuchen, das erforderliche Gefühl zu fühlen – untersucht, wird noch in den neuesten historischen Studien zur Emotionsgeschichte als wegweisend zitiert, obwohl doch dieser Studie die angeblich so wichtigen neueren Emotionstheorien in Neuropsychologie, Evolutionsbiologie, Emotionspsychologie, Philosophie und Soziologie noch gar nicht zur Verfügung standen. Kann man also auf all die neueren Theorien verzichten und dennoch erfolgreich Emotionssoziologie – und vielleicht auch geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung – betreiben? Zu Hochschilds Thesen vgl. auch unten Kap. III B 5, Kap. IV 2 und Kap. V 7 (Forschungsbericht Saxer).

194 Vgl. etwa Frevert u. a., *Gefühlswissen* (2011); Matt, *Current emotion research* (2011), S. 120.

195 Deshalb kann Rosenwein, *Theories of change* (2012), S. 18, mit Recht feststellen: »We do not, as yet, have a satisfying narrative of the history of emotions«.

196 In der germanistischen Literaturwissenschaft hat die Abneigung gegenüber den großen Meistererzählungen zu einem merkwürdigen Zwitter geführt: David Wellbery, *Neue Geschichte der deutschen Literatur*, Berlin 2008. Denn hier wird nicht, wie der Titel verspricht, eine Geschichte (der deutschen Literatur) geboten, sondern ganz bewusst eine Aneinanderreihung von Dutzenden von Einzelbeiträgen zu allen möglichen Dichtern, Dichtungen, politischen Ereignissen, Begriffen, historischen Gestalten, Institutionen, philosophischen Strömungen u. a. Jeder Leser kann sich daraus seine eigene Geschichte ›basteln«.

197 Vgl. unten Kap. X 1.

schränkung hätte allerdings zur Folge, dass der Anspruch nachzuweisen, Gefühle hätten eine (längerfristige) Geschichte, aufgegeben werden muss. Bei all den – unterstellten – Brüchen, Neuanfängen, Widersprüchen, Konkurrenzen, Verlusten und Gewinnen könnte doch nicht ausgeschlossen werden, dass zahlreiche Menschen in der Antike in bestimmten Situationen ganz ähnliche Gefühle erfahren haben wie viele Menschen in der Neuzeit.

Anders sieht es mit dem Anspruch aus nachzuweisen, Emotionen machten Geschichte. Da die aktuelle geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung, weil stark sozialgeschichtlich orientiert, emotionale Befindlichkeiten vor allem von Kollektiven (Frauen, Männer, Eltern, Stewardessen, Arbeiter, Schwule, Friedensaktivisten, Kinobesucher, Kids, usw. usw.) untersucht, ließen sich anhand kulturell und historisch unterschiedlicher Verhaltensweisen von Kollektiven emotionsgeschichtliche Veränderungen ablesen. Doch bislang sind auch hier zeitlich weiter ausgreifende vergleichende Studien Mangelware.¹⁹⁸ Freilich stellen die recht unterschiedlichen kollektiven Bewegungen in Vergangenheit und Gegenwart die Emotionsgeschichte vor erhebliche Probleme. Wie sollen etwa die Geißlerbewegung (13./14. Jh.), die Bauernaufstände (16. Jh.), die Bewegung der Pietisten (17. Jh.), die Agitationen während der Französischen Revolution, der amerikanische Sezessionskrieg (19. Jh.), die politischen Kämpfe im Deutschland der 1920er Jahre, das Verhalten der Arbeiter in der Wirtschaftskrise von 1928, die nationalsozialistische Bewegung, die modernen Arbeiterstreiks und die Friedensmärsche miteinander verglichen werden können? Wenn jede soziopolitische Konstellation einmalig ist, wird man damit rechnen können, dass auch die entsprechenden emotionalen Reaktionen der Menschen einmalig sind. Doch muss dies nicht bedeuten, dass die Fähigkeit und die Disposition zu einer solchen emotionalen Reaktion nur ein einziges Mal in der Menschheitsgeschichte vorhanden war. Immerhin könnte die Emotionsgeschichte aufgrund der Untersuchung solcher Massenbewegungen ein breites Spektrum von politischen, religiösen und sozialen Szenarien erstellen, mit denen die Menschen in den letzten zweitausend Jahren konfrontiert waren. Sie könnte dabei auf jegliche Konstruktion einer ›Geschichte‹ verzichten. Doch bleibt ein Zweifel, ob und inwiefern solche emotionsgeschichtlichen Studien Erkenntnisse erbringen, die über die Resultate der traditionellen Sozial-, Religions-, Wirtschafts- und Politikgeschichte hinausreichen.

In jedem Fall muss sich die geschichts- und sozialwissenschaftliche Emotionsgeschichte fragen lassen, ob sie tatsächlich eine in Perioden strukturierte ›Geschichte‹ intendiert oder sich nicht eher mit kleinteiligen Momentaufnah-

198 Der Band von Christian von Scheve/Mikko Salmela (Hg.), *Collective emotions. Perspectives from psychology, philosophy, and sociology*, Oxford 2014, beschränkt sich weitgehend auf die Gegenwart.

men (etwa zum 19. und 20. Jahrhundert) begnügen sollte. Im letzteren Fall wäre Zurückhaltung hinsichtlich der Aussagen zur angeblichen emotionalen Alterität früherer Epochen angebracht.¹⁹⁹

Mit der Tendenz zu kleinräumigen und kurzzeitlichen Emotionsstudien konkurriert neuerdings eine Forschungsrichtung, die einen kultur- und kontinentübergreifenden Ansatz anmahnt. Dieser Ansatz hat sich in der Emotionsgeschichte noch kaum niedergeschlagen.²⁰⁰ Dies ist verständlich, bedenkt man die methodischen und theoretischen Unsicherheiten, mit denen die auf die westliche Kultur beschränkte Historische Emotionsforschung ohnehin zu kämpfen hat. Sollte jedoch der *emotional turn* noch eine Weile anhalten, wird er nicht umhinkommen, sich etwa der Frage zu stellen, ob es überhaupt eine europäische bzw. westliche Identität und damit eine europäische Art zu fühlen gibt.²⁰¹

13. Fazit und Ausblick

Will man die gegenwärtige Forschungssituation des Projekts ›Geschichte der Gefühle‹ beschreiben, bleibt nur dieses Fazit: Insgesamt ergibt sich – verständlicherweise angesichts einer im Entstehen begriffenen Forschungsrichtung – ein recht diffuses Bild von der in Aussicht genommenen Geschichte der Gefühle. Einerseits wird Aufbruchstimmung verbreitet und immer wieder suggeriert, mit dem Projekt ›Geschichte der Gefühle‹ sei in den Kulturwissenschaften ein Neuanfang verbunden,²⁰² andererseits werden innerhalb dieses Projekts ganz traditionelle Forschungsansätze verfolgt (Historische Semantik, Geistesge-

199 Lenkt man einmal den Blick vom Objekt ›Emotionen‹ hin zum betrachtenden Subjekt, ließe sich eine ganz andere Diskussion führen: Welche Rolle spielen Gefühle im Bereich der historischen Sinnbildung? Inwiefern sind Emotionen überhaupt motivierende Kräfte des historischen Denkens? Zu diesen Fragen vgl. Jörn Rüsen, Die Macht der Gefühle im Sinn der Geschichte. Theoretische Grundlagen und das Beispiel des Trauerns, in: Brauer/Lücke (Hg.), Emotionen, Geschichte und historisches Lernen (2013), S. 27–44.

200 Vgl. allerdings etwa Reddy, The making of romantic love (2012). Vgl. dazu unten Kap. VI D.

201 Zu diesem Frageaspekt, ohne auf Emotionen einzugehen, Michael Borgolte, Über europäische und globale Geschichte des Mittelalters. Historiographie im Zeichen kognitiver Entgrenzung, in: Klaus Ridder/Steffen Patzold (Hg.), Die Aktualität der Vormoderne, Berlin 2013, S. 47–65.

202 Bettina Hitzer, Emotionsgeschichte (2011), S. 1, spricht davon, »dass Emotionsgeschichte oft noch ein Tasten ist«. Innerhalb der AHR Conversation 2012 meint die Sinologin Eugenia Lean (ebd., S. 1499f.) eine quasi neue Fragestellung anzustoßen, indem sie dazu ermuntert, die emotionale Wirkung von Erzählungen oder ritueller Reden zu erforschen: Wie muss eine Rede bzw. ein Ritual gestaltet sein, dass sie die intendierte Wirkung erlangt? Doch was Lean dazu ausführt, bestätigt lediglich, was Altphilologen (zu Cicero), Literaturwissenschaftler (zur Rezeptionsästhetik) und Ethnologen (zum Ritual) seit einigen Jahrzehnten herausgearbeitet haben.

schichte, Sozialgeschichte der Ehe und Familie, Diskursgeschichte, u. a.).²⁰³ Einerseits wird suggeriert, wir könnten erfahren, wie die Menschen in früheren Jahrhunderten gefühlt haben, andererseits eingeräumt, dass wir aus theoretischen und methodischen Gründen an diese Gefühle gar nicht herankommen. Hinter zahlreichen geschichtswissenschaftlichen Emotionsstudien steht die »Sehnsucht nach den Gefühlen« (Przyrembel 2005), obwohl man sich immer wieder eingesteht, man habe es nur mit »Repräsentationen« von Emotionen zu tun.

Warum kann sich dieses Schwanken bzw. dieser Widerspruch nun schon über zehn Jahre lang halten? Meines Erachtens zeigt sich darin nicht nur das mühsame Abarbeiten an einem komplexen Forschungsgegenstand. Aus wissenssoziologischer Perspektive lässt sich hier eine Art von typischer Verschiebungsdynamik erkennen. Die anfängliche Begeisterung für das Projekt einer »Geschichte der Gefühle« hat die aktuelle geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung ins Leben gerufen. Es war die Sehnsucht nach den Gefühlen. Bald musste man einsehen, wie schwierig sich die Umsetzung dieses Projekts gestaltet, und die Erkenntnisziele neu definieren. Doch kann man sich offensichtlich dem medialen und öffentlichen Interesse an den »Gefühlen« als psychischen Prozessen nicht entziehen und ist deshalb gezwungen, eine Doppelstrategie zu verfolgen. Doch werden zahlreiche Emotionsstudien selbst Opfer dieser Doppelstrategie und verstricken sich in methodische und theoretische Widersprüche.

Die aktuelle anthropologische, psychologische, philosophische und sozialwissenschaftliche Emotionsforschung befasst sich mit ungemein spannenden Fragen: Wie erlernen wir Gefühle? Welche Rolle spielen Gefühle für die Ausbildung von Identität und Subjektivität? Mit welchen Methoden werden unsere Gefühle manipuliert? Auf welche Weise kommunizieren wir Gefühle? Warum

203 Es sollte nicht vergessen werden, dass – vor und abseits von Huizinga, Febvre und Elias – seit Anfang des 20. Jhs. über gefühlsrelevante Aspekte in der mittelalterlichen Literatur geforscht worden ist: in wortgeschichtlichen Studien über Freude, Trauern, Weinen (vgl. etwa schon Ludwig Bock, Wolframs von Eschenbach Bilder und Wörter für Freude und Leid [Quellen und Forschungen 33], Berlin 1879), in frömmigkeitgeschichtlichen Arbeiten zur Mystik und Marienverehrung (der Sammelband von Perfetti [Hg.], *The representation of women's emotions* [2005], ist keinesfalls die erste Publikation dieser Art); in literarhistorischen Beiträgen zum Minnesang; in mentalitäts- und sozialgeschichtlichen Untersuchungen zur Kind/Eltern-Beziehung, zum emotionalen Verhältnis zwischen Ehegatten oder auch zum Lebensgefühl der Angst; in psychohistorischen Studien zur inneren Befindlichkeit ganzer sozialer Gruppen (*iuvenes*, Ministerialen); in geistes- und ideengeschichtlichen Monographien zu Melancholie, Tod, Liebe u. a. Die aktuelle (mediävistische) Emotionsforschung unterscheidet sich von diesen früheren Studien *nur zuweilen* dadurch, dass sie nicht nur an traditionelle Forschungsansätze anknüpft, sondern auch Anstöße neuerer Forschungsrichtungen aufnimmt: der Gender-Studies und der Körper-Diskurse sowie der Ritual- und Performativitätsforschung (mit Einbezug der Anthropologie).

haben wir überhaupt Gefühle? Antworten auf diese Fragen in *historischen Texten* zu finden, erfordert freilich Methoden und Kompetenzen, die von der Psychologie, Anthropologie und Soziologie nicht bereitgestellt werden. Die erforderlichen Instrumente bieten die Textwissenschaften.

In der vorliegenden Studie wird die Frage, ob Gefühle universeller Art oder aber soziokulturell bestimmt sind, nur eine untergeordnete Rolle spielen.²⁰⁴ Hingegen soll umfassend der Frage nachgegangen werden, worüber das Projekt »History of emotions« überhaupt Auskunft geben möchte und kann und inwieweit die Anstrengungen, die die historische Forschung bislang unternommen hat, um die Historizität von Gefühlen zu belegen, methodisch und theoretisch überzeugen können.

Sollte der geschichtswissenschaftliche Fokus nicht (mehr) auf Gefühle zielen, sondern auf das Tun und die sozialen Praktiken, mit denen Gefühle erlernt, mobilisiert und kommuniziert werden, fällt ein historischer Vergleich leichter. Doch soziale Praktiken müssten dann doch wieder Emotionen als Empfindungen zugeordnet werden, will man nicht bei einer sozialwissenschaftlichen Beschreibung von gesellschaftlich organisierten Ritualen, individuellen Alltagspraktiken oder Massenveranstaltungen stehenbleiben. Vor allem aber ergibt sich die Schwierigkeit, die an zeitgenössischen Verhaltensweisen gewonnenen Thesen über den Zusammenhang von Habitus und Gefühl an den in historischen Texten geschilderten Verhaltensweisen zu verifizieren.²⁰⁵

Die vorliegende Studie möchte einlässlich und kritisch nachzeichnen, wie aktuelle Historische Emotions- bzw. Emotionenforschung arbeitet. Deren Theorien und Methoden stehen auf dem Prüfstand. In den Fokus rücken insbesondere diese Aspekte: Theorie(n); Terminologie; Textualität; Alterität (Periodisierung); Objektbestimmung (Verhaltensweisen, Praktiken, Gefühle); Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen; disziplinäre Zugriffe; Argumentationsmuster (Theorie und Praxis); Einzelfall und Geschichte; wissenschaftsgeschichtliche Situierung der Historischen Emotionsforschung.

204 Über diese Frage informiert umfassend Jan Plamper, *Geschichte und Gefühl* (2012).

205 Vgl. unten Kap. III E.

Kapitel II: Differenzierung kulturwissenschaftlicher Erkenntnisinteressen

Die Diffusheit der gegenwärtigen Historischen Emotionsforschung verdankt sich, wie bereits erwähnt, der unreflektierten Vermischung ganz unterschiedlicher Erkenntnisinteressen. Denn unterschiedliche Erkenntnisinteressen erfordern oft unterschiedliche Methoden und Theorieansätze – und damit das Fachwissen unterschiedlicher Disziplinen. In Verkennung dieses Faktums meinen die Autoren zahlreicher kulturwissenschaftlicher Emotionsstudien, sie könnten sich kompetent über alle möglichen Aspekte historischer Emotionsdarstellungen äußern. Doch Historiker sind nur selten zugleich Literaturwissenschaftler und Psychologen, Literaturhistoriker selten zugleich Soziologen und Psychologen. Besonders misslich an den fraglichen Studien ist, dass sich deren Autoren gar nicht bewusst sind, dass sie erstens verschiedene Erkenntnisinteressen gleichzeitig verfolgen und zweitens nicht die dafür notwendigen Voraussetzungen mitbringen. Dem Gespräch zwischen den Disziplinen, die an der Historischen Emotionsforschung partizipieren, wäre gedient, wenn Emotionsstudien klar zu erkennen gäben, welchen Gegenstand sie avisieren: Gefühle, Ausdrucksformen von Gefühlen, literarische Beschreibungen von Gefühlen bzw. von Ausdrucksformen von Gefühlen, emotionsrelevante soziale Interaktionen, Praktiken oder aber Bewertungen von Gefühlen.¹

In diesem Kapitel sollen die sieben wichtigsten Frageaspekte und Frageinteressen voneinander abgehoben werden. Dabei wird deutlich, dass verschiedene Disziplinen für unterschiedliche Gegenstandsbereiche zuständig sind. Im Umkehrschluss provozieren die konstatierten ›Grenzüberschreitungen‹ die Frage, weshalb es überhaupt unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen

¹ So wäre etwa bei der Bestimmung einer »emotional community« zu klären, ob sie auf gleichgeartetem Fühlen, auf der gemeinsamen Idealisierung bestimmter emotionaler Beziehungen, auf der gemeinsamen Wertschätzung literarischer Inszenierungen bestimmter emotionaler Beziehungen oder aber auf der gemeinsamen Wertschätzung bestimmter emotionaler Praktiken basiert. Eine solche Abgrenzung wäre schon deshalb anzuraten, weil diese hier erwähnten Aspekte nicht in der gleichen überzeugenden Weise nachzuweisen sind. Vgl. meine Einlassungen zu Rosenwein (2006) unten im Kap. VI C.

gibt. Dennoch, hier wird keiner disziplinären Isolierung das Wort geredet.² Die hier vorgestellten Forschungsansätze können und sollen sich verbinden, zumal bei einem so komplexen Gegenstand wie den Emotionen.³ Die folgende Übersicht möchte lediglich die Einsicht dafür schärfen, auf wieviel unterschiedlichen Feldern sich oft eine einzige kulturwissenschaftliche Emotionsstudie bewegt.⁴ Sollte ein Emotionshistoriker nach der Lektüre dieser Liste – mit einem gewissen Stolz – zu dem Schluss kommen, dass er in seiner Emotionsstudie bzw. in seiner Forschungsarbeit alle sieben Frageansätze abdecke, müsste er sich fragen lassen, ob er für alle in gleicher Weise kompetent sei. Bestimmte Erkenntnisse lassen sich nur mit einem bestimmten methodischen und theoretischen Instrumentarium erzielen.

Bei der Vorstellung der Forschungsansätze I bis VII habe ich die Frage nach den Ursachen für historischen Wandel bewusst ans Ende gesetzt. Zunächst sollte der Blick für die Verschiedenheit der Erkenntnisinteressen geschärft werden. Aber selbstverständlich ist bei jedem einzelnen Forschungsansatz die Frage nach dem historischen Wandel mitzudenken. Da aber meine Studie insgesamt der Frage nachgeht, inwieweit überhaupt ein historischer Wandel von Emotionen *nachgewiesen* werden kann, konnte der Aspekt des Wandels in der vorliegenden Liste in den Hintergrund treten.

Forschungsansatz I: Gefühle als *psychische Erfahrung*

Zuständig für diesen Gegenstand sind – so könnte man meinen – vornehmlich Neuropsychologen, Neurobiologen, Emotionspsychologen und Philosophen.⁵

Im Zentrum dieses Ansatzes stehen die Gefühle selbst, und zwar die Empfindungen, die ›im Inneren‹ eines Menschen lokalisiert werden. Es wird gefragt, wie und was die Menschen fühlen bzw. gefühlt haben. Diese Fragestellung erfordert freilich eine Verständigung darüber, was Emotionen (bzw. Gefühle, Af-

2 Freilich sollte erwartet werden, dass die Beschäftigung mit dem Thema ›Emotionen‹ in den verschiedenen Disziplinen (Soziologie, Philosophie, Literaturwissenschaft, Religionswissenschaft, Kunstgeschichte, u.a.) zu je unterschiedlichen Theoriebildungen führt. Vgl. zur Soziologie Schützel, Emotionen und Sozialtheorie – eine Einleitung (2006), S. 7.

3 Die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit von Literaturwissenschaft und Anthropologie im Bereich der Emotionsforschung habe ich selbst schon eingefordert; Schnell, Erzähler – Protagonist – Rezipient (2008), bes. S. 16 u. 37–39.

4 Die Reaktion auf meine Präsentation der folgenden Abgrenzungen in einigen Vorträgen war für mich Anlass genug, sie auch an dieser Stelle zu präsentieren: Viele Emotionshistoriker und auch ›Außenstehende‹ äußerten sich dahingehend, dass ihnen nun die völlig unterschiedlichen Zugänge zur ›Geschichte der Gefühle‹ bewusst geworden seien.

5 Döring, Warum brauchen wir eine Philosophie der Gefühle? (2006), S. 75, weist allerdings auf unterschiedliche Fokussierungen hin. Während die Philosophie versuche, Gefühle zu verstehen, würden die empirischen Wissenschaften versuchen, sie zu erklären.

fekte, Empfindungen; *passions, affects, feelings, sentiments*) überhaupt seien. Ein Konsens in dieser zentralen Frage ist allerdings bislang nicht erreicht.⁶ Dies zeigt nicht zuletzt die kontroverse einschlägige Diskussion innerhalb der Neurowissenschaften sowie zwischen diesen und Psychologen und Philosophen.

Noch schwieriger gestaltet sich die Frage nach den historischen Ausprägungen dieses schillernden psychisch-physischen Phänomens ›Gefühl/Emotion‹. Interessiert an dieser Frage zeigen sich Vertreter der Psychohistorie, Mentalitätsgeschichte, Sozialgeschichte, Philosophie, Religionsgeschichte – und eben auch der Emotionsgeschichte. Untersucht wird, ob die Menschen in früheren Epochen anders empfunden haben als heute – etwa im Falle von Liebe, Angst, Trauer, Scham oder Ekel. Damit ist der zentrale Gegenstand einer ›Geschichte der Gefühle‹ genannt.

Angesichts der Tatsache, dass wir die Gefühle unserer Vorfahren aus Texten und Bildern erschließen müssen, stellt sich freilich die Frage, ob für die Erforschung der Gefühlsgeschichte nicht allererst die Text- und Bildwissenschaften zuständig sind. Diese Disziplinen können aber zunächst ›nur‹ die literarisch-ästhetischen Techniken beschreiben, mit deren Hilfe überhaupt die Vorstellung von Emotionen in den Rezipienten evoziert wird.⁷ Dass Literaturwissenschaftler hinsichtlich des psychischen Erlebens von *zeitgenössischen* (heutigen) Rezipienten von Literatur, Musik oder Bildern auf Erklärungsmodelle der Lebenswissenschaften (Biologie, Evolutionspsychologie, Neuropsychologie) zurückgreifen,⁸ ist verständlich, können sie doch in diesem Fall wie diese ihre Thesen ebenfalls in Laborexperimenten am ›lebenden Objekt‹ überprüfen. Problematisch hingegen gestaltet sich der Versuch, die emotionalen Reaktionen der Leser in *vergangenen* Jahrhunderten zu erfassen.⁹ Deshalb wagen sich nur wenige Literaturhistoriker auf dieses ›Glatteis‹. Man beschränkt sich zumeist auf die Analyse der Gefühle der Protagonisten in Texten. Dabei ist innerhalb der kulturwissenschaftlich ausgerichteten Literaturwissenschaften durchaus die Tendenz zu beobachten, die (umstrittenen) ›Ergebnisse‹ der Neurowissenschaften

6 Unter Philosophen ist nicht nur die kategoriale Abgrenzung von »emotion«, »feeling«, »affect« und »passion« umstritten, sondern auch, welcher Typ bzw. welche Subklasse der emotionalen Phänomene (etwa *disgust, anger, fear, shame*) welcher Kategorie der emotionalen Phänomene zuzuordnen ist; vgl. Döring, Warum brauchen wir eine Philosophie der Gefühle? (2006), S. 67f. Deshalb ist strittig, »ob es eine Theorie der Gefühle überhaupt geben kann« (S. 67; Hervorhebung im Original).

7 Freilich werden auch noch in neueren literarhistorischen Emotionsstudien Denken, Handeln und Fühlen von Romanfiguren analysiert als ob wir es mit alltagsweltlichen Personen zu tun hätten (s. u.). Als Beschreibungsmodelle dienen Theorien der Psychoanalyse, der Emotionspsychologie und der Neurowissenschaften.

8 Vgl. dazu unten Kap. VIII 1 e.

9 Vgl. dazu unten Kap. VIII 1 e.

als Ausgangsbasis für die eigene Beschäftigung mit Emotionsdarstellungen in historischen Texten zu nehmen.¹⁰

Einer Übertragung einschlägiger Ergebnisse neurophysiologischer Forschung auf die Analyse literarischer Texte steht allein schon das Faktum entgegen, dass »im neurowissenschaftlichen Bereich mit isolierten und gut definierten, bewusst vereinfachten Reizen gearbeitet« werden muss, »da sonst gleich das ganze Gehirn aktiviert werde und eine Lokalisation von einzelnen Verarbeitungen nicht möglich sei«.¹¹ Zwar fokussieren auch mittelalterliche Emotionsdarstellungen meist einzelne, separate Emotionen (Zorn, Trauer, Mitleid, Angst, Liebe),¹² doch kann diese rhetorisch-ästhetisch bedingte ›Seizierung‹ einzelner Emotionen nicht mit der experimentell bedingten neurologischen ›Seizierung‹ einzelner Gehirnaktivitäten verrechnet werden.

10 Die Neurowissenschaften scheinen eine Zeit lang sogar zu einer Leitwissenschaft für die kulturwissenschaftliche Emotionsforschung aufgestiegen zu sein. Vor einer kritiklosen Übernahme der neurowissenschaftlichen Theorien bei der Analyse literarischer Emotionsdarstellungen ist freilich zu warnen. Vgl. Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), bes. S. 196–200; Schnell, *Erzähler – Protagonist – Rezipient* (2008), bes. S. 2 ganz unten u. S. 10 bei Anm. 17. Die Haltbarkeitsdauer der in den letzten 30 Jahren aufgestellten Emotionstheorien hat sich als äußerst kurz erwiesen. Überdies stehen sich heute ganz unterschiedliche neurowissenschaftliche Positionen gegenüber. Folgerichtig sehen sich die Kulturwissenschaften mit einer kontroversen Diskussion innerhalb der Neurowissenschaften konfrontiert. Welcher Theorie soll man folgen? Hinzukommt, dass sich diese neuesten Emotionstheorien einer erheblichen Kritik von Soziologen, Linguisten, Philosophen und Historikern ausgesetzt sehen. Vor voreiliger Übernahme von aktuellen Thesen der Neurowissenschaften warnen der Historiker Plamper, *Geschichte und Gefühl* (2012), der immer wieder kritische Stimmen zu einzelnen neurowissenschaftlichen Theorien referiert (u.a. S. 253–294 u. 319–328), und der Soziologe Jochen Kleres, *Preface* (2009), bes. S. 14f. Der Emotionspsychologe Ulrich Mees, *Zum Forschungsstand der Emotionspsychologie* (2006), S. 121, warnt vor einer »neurowissenschaftliche[n] Dominanz der Psychologie«.

11 Dies räumt der Neurowissenschaftler Wolf Singer ein, der eine große Distanz erkennt zwischen der Komplexität künstlerisch-ästhetischer Darstellungen und den neurowissenschaftlichen Erkenntnissen über die Verarbeitung von Emotionen im Gehirn. Diese Auffassung Singers referiert Klaus Herding, *Wie sich Gefühle Ausdruck verschaffen*, in: ders./Krause-Wahl (Hg.), *Wie sich Gefühle Ausdruck verschaffen* (2007, ²2008), S. 7–16, S. 9f., aus einer Diskussion mit Singer. Der Forschungstrend in den Neurowissenschaften geht aber eindeutig dahin, von den einfachen Reiz-Antwort-Schemata, die eine bestimmte emotionale Reaktion einem bestimmten Hirnareal zuordnen, wegzukommen und das komplexe Zusammenspiel der hundertfachen Nervenzellen bei Emotion und Kognition zu verstehen. Vgl. etwa Mattia Rigotti u. a. (2013), *The importance of mixed selectivity in complex cognitive tasks*: Nature online.doi:10.1038/nature12160.

12 Zur relativ seltenen Darstellung von Mischemotionen Rüdiger Schnell, *Narration und Emotion* (2014), S. 300ff.

Forschungsansatz II: Emotionen als *Handlungen* oder *Gesten*¹³

Zuständig für diesen Frageaspekt sind vornehmlich Physiologie, Soziologie, Geschichtswissenschaft, Ethnologie, aber auch Literaturhistoriker und Kunstwissenschaftler. Sie sind freilich mit unterschiedlichen Problemstellungen konfrontiert. Nicht klar abgrenzbar zum Forschungsansatz I sind die Studien, die Emotionen als Akteure der (politischen) Geschichte auffassen und dabei bestimmte diplomatische Vorgehensweisen und Gesten als Ausdrucksformen oder Auswirkungen bestimmter emotionaler Befindlichkeiten deuten.¹⁴ Deren Maxime lautet: »Emotionen machen Geschichte«, besitzen also Handlungscharakter.

Im Zentrum dieses Ansatzes II steht äußerlich Sichtbares, vor allem Handlungen und Gesten (der »Körper«), die als Indizien für emotionale Vorgänge oder gar selbst als Emotionen begriffen werden.¹⁵ Freilich ist die Relation von Körpersprache (Gestik, Mimik, körperlichen Reaktionen) und Emotion innerhalb der Geschichte der Emotionsforschung umstritten. Während von der Antike bis ins 19. Jahrhundert Veränderungen am Körper (Zittern, Erröten, Weinen, Zuschlagen u. a.) als *Ausdruck* innerer psychischer Vorgänge gehalten wurden, ist Ende des 19. Jahrhunderts die These aufgestellt worden, die körperlichen Reaktionen auf einen Reiz (bzw. das Fühlen dieser körperlichen Veränderungen) *seien* die Emotion selbst.¹⁶

Diesem zweiten Forschungsansatz, der seinen Fokus auf Sichtbares richtet, lässt sich auch die Praxistheorie mit ihrem holistischen Verständnis von Emotionen zurechnen. Demnach bilden Denken, Fühlen und Handeln eine untrennbare Einheit, die im Körper materialisiert ist.¹⁷ Emotionale Veränderungen vollziehen sich durch veränderte emotionale Praktiken bzw. Körpertechniken (etwa bei Bußpraktiken, die das Reuegefühl allererst hervorrufen).

In der Literaturwissenschaft noch kaum diskutiert sind die Konsequenzen, die die neuesten Emotionstheorien, die von einer Rückkoppelung von Verhaltensweisen (Körper) und Gefühl ausgehen, für die kulturwissenschaftliche These von der kulturellen Codierung von Emotionen besitzen.¹⁸ Diese These setzt bei den Ausdrucksformen (Gestik, Mimik, Verhaltensweisen, Handlungen)

13 Zum Wechsel meiner Terminologie (von *Gefühl* zu *Emotion*) vgl. oben Kap. I 9 und unten Kap. XI.

14 Vgl. oben Kap. I 6.

15 Schnell, Historische Emotionsforschung (2004), S. 184f., 189, 216f. u. 240; Annette Gerokreiter, Angst – Macht – Ohnmacht, in: Kasten (Hg.), Machtvolle Gefühle (2010), S. 218–245, S. 224; Schützeichel, Emotionen und Sozialtheorie – eine Einleitung (2006), bes. S. 16f.

16 William James, What is an emotion? (1884) (bekannt als »James-Lange-Emotionstheorie«).

17 Dazu unten Kap. III E.

18 Zur »Codierung« unten Kap. VIII 5.

von Emotionen an. Wenn aber die angebliche Ausdrucksform einer Emotion selbst wiederum – über den Akt einer Rückkoppelung – zur Modifizierung eben dieser Emotion beiträgt, entzieht sich dieser ›Befund‹ der herkömmlichen Codierungsthese, die ›einseitig‹ arbeitet, d. h. nur den Ausdruck von Emotionen im Blick hat.

Welchem Erklärungsmodell zur Relation von Gesten bzw. körperlichen Veränderungen auf der einen Seite und inneren, psychischen Vorgängen auf der anderen Seite soll die Historische Emotionsforschung folgen? Sofern sie sich nicht auf die Emotionsgeschichte der Gegenwart beschränkt, ist ihr der Weg der unmittelbaren Beobachtung bzw. der neurowissenschaftlichen Experimente versperrt. Sie muss den ›Umweg‹ über die Deutung von Texten gehen. Doch dabei sollte sie mehrere Optionen nutzen.

So könnte etwa die mediävistische Frömmigkeitsforschung fragen, ob und inwieweit die (post-)moderne These, wonach körperliche Praktiken (z. B. bei der Buße) allererst Emotionen hervorrufen, in den historischen Quellen eine Bestätigung findet.¹⁹ In diesen stoßen wir sowohl auf die Auffassung, körperliches Verhalten habe Einfluss auf die innere Verfassung eines Menschen,²⁰ wie auf die Überzeugung, der Körper sei das ausführende Organ der inneren Disposition eines Menschen.²¹

Einen weiteren Anknüpfungspunkt könnte die mediävistische Diskussion über die Relation von sichtbaren Handlungen und vermuteten Emotionen bieten. In der mediävistischen Emotionsforschung hält sich z. T. immer noch die Vorstellung, der höfische Körper sei als zuverlässiger Indikator dessen, was sich im Inneren eines Menschen abspiele, wahrgenommen worden. Die ›Lesbarkeit des Körpers‹ sei Bedingung und Voraussetzung höfischer Kommunikation gewesen. Die Unabdingbarkeit der Gegenwärtigkeit des Körpers in einer (angeblichen) Kultur der Mündlichkeit hat sogar zu dem Schlagwort der ›Präsenzkultur‹ geführt.²² Während für die Alltagspraxis am mittelalterlichen Hof eine

19 Siehe unten Kap. III E.

20 In seinem Novizentraktat lehrt Hugo von St. Viktor, dass körperliche Praxis bzw. Disziplin Auswirkung auf den inneren Menschen habe. Über den Körper auf den Geist (*mens, animus, anima*) einzuwirken, war gängige religiöse Überzeugung im Mittelalter. Vgl. Hugo von St. Viktor, *De institutione novitiorum* (PL [Migne, Patrologia Latina] 176, Sp. 925–952, bes. Sp. 935B); vgl. Schnell, *Wer sieht das Unsichtbare?* (2006), bes. S. 85f.

21 Vgl. ausführlich zu diesem Aspekt unten Kap. X 2 a.

22 Zuletzt kritisch dazu Ursula Peters, ›Texte vor der Literatur?‹ Zur Problematik neuerer Alteritätsparadigmen der Mittelalter-Philologie: *Poetica* 39 (2007) 59–88; Schnell, *curialitas* und *dissimulatio* (2011); Philipowski, *Die Gestalt des Unsichtbaren* (2013), S. 1–14; Timo Reuvekamp-Felber, *Mittelalterliche Literatur als Schauplatz einer performanzbestimmten Laienkultur? Visualisierungstechniken als Grundlagen des Erzählens in Vormoderne und Moderne*, in: Manuel Braun (Hg.), *Wie anders war das Mittelalter? Fragen an das Konzept der Alterität*, Göttingen 2013, S. 161–180 (vor allem zur möglichen Differenz von literarisch hergestellter Visualität bzw. Präsenz und alltagsweltlicher Kommunikation im Mittelalter).

Kongruenz von Innen und Außen angenommen wird, haben Literaturhistoriker für die literarischen Emotionsdarstellungen *vor* dem höfischen Roman (Ende 12. Jh.) unterstellt, dort gebe es überhaupt kein Innen (Emotion) und Außen (emotionales Agieren), sondern das körperliche Handeln (Außen) *sei* zugleich die Emotion (Innen).²³ Die mittelalterliche und die frühneuzeitliche Diskussion um die Authentizität von Gefühlen zeigt freilich, dass hinsichtlich der Frage, inwieweit Mimik, Gestik, Tun eines Menschen (Minnesängers, Büßers, Höflings) tatsächlich Rückschlüsse auf dessen (innere) Gefühle und Absichten zulassen, keinesfalls Konsens bestand.²⁴

Neben der Frage, inwieweit von Körperzeichen auf emotionale Zustände geschlossen werden kann, befasst sich der Forschungsansatz II der Historischen Emotionsforschung vor allem mit der Frage nach der sozialen, kommunikativen und politischen Relevanz/Funktion der emotionsrelevanten Handlungen und

Vgl. auch Sabine Schmolinsky, Präsentation – Verfahren der Vergegenwärtigung im Mittelalter: Frühmittelalterliche Studien 46 (2012) [2013 erschienen] 369–372. Dass auch die frühneuzeitliche Gesellschaft als eine Präsenzgesellschaft zu gelten habe, betont Christian Kiening, Medialität in mediävistischer Perspektive: *Poetica* 39 (2007) 285–352, bes. S. 297–302; ebenso Schnell, Zur Konversationskultur in Italien und Deutschland (2008), bes. S. 315–332. In der spätmittelalterlichen Erkenntnistheorie wird mit Präsenz etwas ganz anderes gemeint, nämlich die Präsenz des Unsichtbaren: ein Ding erkennen (in der Vorstellung) bedeutet etwas gegenwärtig zu haben; dazu Stephan Meier-Oeser, Medienphilosophische Konzeptionen in der Erkenntnis- und Zeichentheorie des Mittelalters: *Das Mittelalter* 15 (2010), Heft 2 (Themenheft »Modelle des Medialen im Mittelalter«, hg. Christian Kiening/Martina Stercken), S. 48–62, bes. S. 54–57. Zur Präsenzkultur auch unten Kap. VIII 4 (Anm. 217 u. 254) und Kap. X 2 (Anm. 156). Bislang kaum zur Kenntnis genommen wurde die Tatsache, dass die Althilologie die gleiche Frage diskutiert, nämlich ob die griechische Kultur eine Präsenzkultur sei; vgl. Sier, *Der Körper als Zeichen* (2002), bes. S. 63f.

23 Kritisch gegenüber der literaturwissenschaftlichen Entwicklungsthese Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), S. 250–253; Schnell, *Emotionsdarstellungen im Mittelalter* (2008), bes. S. 98–102; Schnell, *curialitas* und *dissimulatio* (2011); Philipowski, *Die Gestalt des Unsichtbaren* (2013), S. 237–311. Vgl. auch unten Kap. VIII.

24 Das Misstrauen gegenüber der Möglichkeit, dass der Körper doch nicht Aufschluss über die innere Disposition eines Menschen gebe, war im Mittelalter weitverbreitet, am Hof wie in der kirchlichen Bußpraxis; vgl. Schnell, *curialitas* und *dissimulatio* (2011); Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), bes. S. 271–275. Zur einschlägigen Diskussion im 17. Jh. vgl. Marie-Thérèse Mourey, Gibt es eine Aufrichtigkeit des Körpers?. Zu den deutschen Tanzlehrbüchern des späten 17. Jahrhunderts, in: Benthien/Martus (Hg.), *Die Kunst der Aufrichtigkeit* (2006), S. 329–341. Campe, *Affekt und Ausdruck* (1990), S. 452–454, suggeriert, Verstellung sei erst im 16./17. Jh. zum Alltagsphänomen geworden. Richtig mag sein, dass die Frage der Authentizität bzw. Aufrichtigkeit von Gefühlen im 17. Jh. mit größerer Intensität als zuvor thematisiert wurde. Goldsmith, »Exclusive conversations« (1988), bes. S. 143–174, zu fiktionalen Briefsammlungen des Edme Boursault. Dieser habe in seinen »Lettres de Babel« und »Treize lettres« die Leser(innen) eine neue Rhetorik intimer Kommunikation gelehrt, nämlich »how to communicate feelings, how to test the authenticity of another's speech, how to appear sincere« (S. 165; Hervorhebung R.S.). Goldsmith weist freilich auf den Widerstreit von rhetorischem Anspruch (der Briefe) einerseits und dem Wunsch nach Authentizität (der Ich-Aussagen) hin (S. 165–167). Zu diesem Widerstreit von Rhetorik und Aufrichtigkeit auch Benthien/Martus, *Einleitung. Aufrichtigkeit* (2006).

Gesten. Für diesen Gegenstandsbereich interessieren sich Soziologie, Sozialpsychologie, Geschichtswissenschaft, Ethnologie, Ritualforschung, Politikwissenschaft, die Körper- und Geschlechtergeschichte, aber seit den 1980/90er Jahren auch die kulturwissenschaftlich orientierte Literaturwissenschaft, zu dem Zeitpunkt also, als sie sich für ethnologische sowie körper- und kommunikationsgeschichtliche Fragestellungen zu interessieren begann.²⁵ Freilich hat die Literaturwissenschaft stets die Differenz zwischen lebensweltlich beobachtbaren emotionsrelevanten Gesten und Handlungen einerseits und sprachlich-literarischen Darstellungen von emotionsrelevanten Gesten und Handlungen andererseits zu bedenken. Alltagsweltliche Gesten gehören einem anderen Zeichensystem an als die innerhalb eines fiktionalen Textes beschriebenen Gesten.²⁶

Gemeinsame Forschungsinteressen verbinden Historiker und Literaturhistoriker meines Erachtens dort, wo es um die Relevanz von affektiv konnotierten Gesten für das soziale, politische oder religiöse Zusammenleben der Menschen geht (etwa in Ritualen, in der Festigung von Gemeinschaft, in der Kommunikation). Auf diesem Forschungsfeld können beide Disziplinen problemlos zusammenarbeiten. Problematisch wird historische Emotionsforschung dann, wenn sie meint, wissen zu können, was mittelalterliche Menschen in bestimmten Situationen empfunden haben.²⁷ Problematisch wird sie auch dort, wo die Dif-

25 Insgesamt sind vor allem vier Aspekte diskutiert worden: 1. die Funktion von emotionsrelevanten Gesten und Handlungen im politischen Alltag (der Historiker Gerd Althoff macht aber deutlich, dass es bei diesen Gesten nicht auf Authentizität von Gefühlen ankam, sondern einem Gestus als Gestus Bedeutung zukam; Literaturhistoriker hätten freilich zu klären, ob das öffentliche Weinen männlicher Helden in mittelalterlichen Heldenepen ebenfalls »nur« als politische Geste oder aber auch als emotionale Überwältigung zu verstehen ist); 2. die soziokommunikative Bedeutung von Emotionen innerhalb einer Gesellschaft, etwa die Festigung sozialer Ordnung durch emotionales Handeln, z. B. das Gemeinschaftsbewusstsein durch gemeinsame Trauer (Ethnologie und Literaturwissenschaft; Sozialgeschichte und Medientheorie; vgl. etwa Katrin Döveling, *Emotionen – Medien – Gemeinschaft. Eine kommunikationssoziologische Analyse*, Opladen 2005); 3. (damit verbunden) die Instrumentalisierung von Emotionen in der politischen Auseinandersetzung und die Bedeutung von Emotionen für die Bildung politischer (Protest-)Bewegungen (Geschichts- und Politikwissenschaft); 4. die soziale Normierung des Gefühlsausdrucks (in Kloster, Salon, Familie und Politik) – und damit die Normierung von Gefühlen (Sozial-, Geschichts- und Literaturwissenschaft).

26 Vgl. Schnell, *Emotionsdarstellungen im Mittelalter* (2008), bes. S. 87–90; Philipowski, *Die Gestalt des Unsichtbaren* (2013), passim; Philipowski, *Zügellosigkeit und Kontrollverlust* (2014). Mir scheint Anz, *Emotional turn?* (2006), S. 10 f., in seiner aspektreichen Einführung die Differenzen zwischen der Emotionalisierung durch sichtbare Körper im Film und der Emotionalisierung durch sprachlich vermittelte Körper in der Literatur auszublenken. Vgl. auch unten Kap. VII.

27 Im Zusammenleben der Menschen im Mittelalter kann oft eine Geste ausgeführt werden, ohne dass damit ein Gefühl verbunden sein muss. Catherine Peyroux, *Gertrude's furor: Reading anger in an early medieval saint's Life*, in: Corrigan (Hg.), *Religion and emotion*

ferenz zwischen poetischem Text und historischer Realität übersehen wird. Die sozialen Implikationen von Emotionen in fiktionalen Texten herauszuarbeiten, kann Literaturhistoriker und historische Anthropologie ebenfalls zusammenführen. Doch sind hierbei allererst die Funktionen zu bestimmen, denen *Emotionsdarstellungen* in einem poetischen Text ausgesetzt sind (s.u. Forschungsansatz VI).

Forschungsansatz III: Emotionen als *sprachliche Äußerungen*²⁸

Mit diesem Aspekt sind insbesondere Linguisten, Ethnologen und Anthropologen befasst.²⁹ Doch auch Historiker und Literaturwissenschaftler versuchen, über Analysen sprachlicher Äußerungen etwas über die Gefühle der Sprecher zu erfahren.

Im Zusammenhang mit diesem Forschungsansatz ergeben sich drei Grundfragen:

- a) Inwieweit können wir aus verbalen Beschreibungen von Emotionen auf die Emotionen selbst schließen? Existieren Emotionen nur insoweit sie sprachlich bezeichnet werden? Gibt es kein Gefühl außerhalb von Sprache (vgl. sozialer Konstruktivismus)?³⁰
- b) Inwiefern verändern sich Gefühle durch das Aussprechen eines Gefühls?³¹
- c) Gibt es Grenzen der Mittelbarkeit von Gefühlen?³²

(2004), S. 305–325, versucht in ihrer methodisch umsichtigen Studie, eine einzige emotionsrelevante Aussage in einem Heiligenleben (die Hl. Gertrud habe sich *quasi furore repleta* gegen das Ansinnen gewehrt, sie solle den Sohn eines Herzogs heiraten) auf ein bestimmtes »feeling« hin zu befragen. Doch meines Erachtens geht es in der einschlägigen Szene nicht um ein Gefühl, sondern um eine Geste. Denn die junge Gertrud weist das Heiratsangebot mit dem Eid zurück, sie habe niemanden außer Christus zum Ehemann. Peyroux' Beitrag fragt in vorbildlicher Weise zahlreiche Diskurse des 7. Jhs. auf alle möglichen *Bedeutungen* von *furor* hin ab, doch ein »feeling« wird für mich nicht greifbar, allenfalls der hohe Stellenwert, den eine eheliche Beziehung für Gertrud besitzt.

28 Vgl. auch unten Kap. IV 4 und Kap. VIII 1 d und 6.

29 Nach Röttger-Rössler, *Emotion und Kultur* (2002), bes. S. 149–151, lässt sich in der Ethnologie und Anthropologie »ein eklatantes Übergewicht an Studien feststellen, die sich mit der sprachlichen Repräsentation von Emotionen beschäftigen« (S. 149). Ein gutes Beispiel hierfür sind die Einleitung von Rom Harré, *An outline of the social constructionist viewpoint*, in: Harré (Hg.), *The social construction of emotions* (1986), S. 2–15, und der Beitrag von Catherine Lutz, *The domain of emotion words on Ifaluk*, in: ebd., S. 267–288. Vester, *Emotion* (1991), S. 20, konstatiert, dass sich Kulturanthropologen »oft der Analyse der emotionalen Tiefenschichten des Ethos einer Kultur enthalten und statt dessen [...] sich auf die Erforschung der Begriffs-, Klassifikations- oder Wissenssysteme der untersuchten Kulturen konzentriert« hätten.

30 Vgl. dazu unten Kap. IV 4.

31 Vgl. dazu unten Kap. VI B zu Reddy, *The navigation of feeling* (2001).

32 Schon dem Mittelalter war die Diskussion über die (Nicht-)Mittelbarkeit von Emotionen

Nicht nur mittels Gesten und Körperbewegungen geben Menschen ihre Emotionen zu erkennen, sondern auch durch sprachliche Äußerungen.³³ Aber auch im Falle der Sprache wird in der heutigen Emotionsforschung nicht mehr von einer einseitigen Ursache/Wirkung-Relation ausgegangen (nach dem Motto »eine Emotion artikuliert sich verbal«), sondern es werden – wie im Falle von Handlungen und Gesten – Wechselwirkungen unterstellt. Innerhalb dieser Forschungstendenz kommt es freilich zu unterschiedlichen Thesenbildungen. So werden einerseits etwa »die innere, rein subjektive Gefühlswelt und die nach außen wahrnehmbaren Verbalisierungsmanifestationen dieser Gefühlswelt« unterschieden.³⁴ Andererseits wird die These vertreten, dass Emotionen nur existierten, insofern sie sprachlich artikuliert würden bzw. artikuliert werden könnten, also eine strikte Koinzidenz behauptet (es gebe nichts vor oder außerhalb der Sprache).³⁵ Eine wiederum andere These besagt, die sprachliche Beschreibung des eigenen emotionalen Zustandes mache diesen erst bewusst oder verändere ihn sogar. Es komme also zu »Rückkoppelungen zwischen ausgesprochenem und empfundenem Gefühl«.³⁶ Hier wird immerhin zugestanden, dass es etwas vor der Sprache gebe, das aber erst durch die Verbalisierung bewusst werde. Es ist also mit der Möglichkeit zu rechnen, dass sich eine Emotion im Moment ihres verbalen Ausdrucks ändert. Sobald eine Person zu jemand sagt »Ich bin wütend auf Dich«, also ihrer Wut Ausdruck verleiht, kann sich diese Wut verändern, sich verstärken, sich verringern oder sich in eine Empörung verwandeln.³⁷

vertraut; vgl. unten Kap. VIII 6 c. Nicht erst seit den sprachkritischen Überlegungen Ludwig Wittgensteins wird der referentiellen Funktion der Sprache misstraut. Zu Wittgenstein vgl. etwa Joachim Schulte, Wittgenstein. Eine Einführung, Stuttgart 1989, bes. S. 191–202 (Wittgenstein wende sich gegen die Auffassung, wonach ein Empfindungswort eine Empfindung wie einen Gegenstand *bezeichne* und damit korrekt beschreibe). Einige Beispiele für die Sprachskepsis im 18./19. Jh., vor allem um 1900, bringt Schwarz-Friesel, Sprache und Emotion (²2013), S. 236–245. Vgl. auch das Lichtenberg- Zitat auf dem Vorsatzblatt, das die Skepsis vor allem gegenüber der Fähigkeit von Sprache, Gefühlen adäquaten Ausdruck zu geben, artikuliert. Über die Vorstellung von der Nicht-Kongruenz von Gefühlen und ihren Objektivierungen (in der Sprache wie in der Physiognomie) im 18. Jh. Hans-Ulrich Gumbrecht, Art. »Ausdruck«, in: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden, Bd. 1, Stuttgart/Weimar 2000, Sp. 417–430, Sp. 420.

33 So fragt etwa die *gender*-Forschung nach möglichen geschlechterspezifischen Konventionen, Gefühle auszudrücken. Vgl. unten Kap. X 4 h.

34 Schwarz-Friesel, Sprache und Emotion (²2013), S. 80. Zwar spricht Schwarz-Friesel, ebd., davon, dass beide »in interaktiver Relation« stehen, betont aber: »Sie dürfen jedoch nicht gleichgesetzt werden. Es verwundert, dass Schwarz-Friesel in ihrem Buch mit keinem Wort auf den sozialkonstruktivistischen Ansatz eingeht.

35 Vgl. unten Kap. V zu den geschichtswissenschaftlichen Forschungsberichten. Vgl. auch Kap. IV 4 (Emotion und verbale und nichtverbale Ausdrucksformen), VIII 1 d und 6.

36 Plamper, Geschichte und Gefühl (2012), S. 306 zu Reddy, The navigation of feeling (2001).

37 Die (sozialkonstruktivistische) Rede von der Emotion als Handlung übersieht eben dies: dass sich Emotionen im Moment des (verbalen) Handelns möglicherweise verändern.

Die historischen Disziplinen (Literatur-, Geschichts- und Sprachwissenschaft, u. a.) müssen sich freilich mit den Untersuchungsobjekten begnügen, die ihnen die Vergangenheit zurückgelassen hat: Texte und die Sprache dieser Texte. Doch auch diese Texte könnten daraufhin befragt werden, ob sich deren Verfasser, nachdem sie ihren Emotionen Ausdruck verliehen haben, anders fühlen – und ob diese andere emotionale Befindlichkeit auf die vorangegangene Emotionsäußerung zurückzuführen ist. Die mediävistische Forschung zur Frauenmystik hat in den letzten zwanzig Jahren immer wieder darauf hingewiesen, dass der Schreibprozess bei den Autor(inn)en möglicherweise deren Emotionen verstärkt, verändert oder gar erst hervorgerufen hat.³⁸

Mit ganz anderen Voraussetzungen hat es die Literaturwissenschaft zu tun, wenn sie fragt, ob etwa auch die in direkter Rede vorgebrachten Äußerungen von Romanfiguren bei diesen Figuren emotionale Prozesse ausgelöst haben. Falls ein Romanautor nicht explizit auf solche Auswirkungen der Emotionsäußerung einer Figur hinweist, bleiben nur Spekulationen. Auf festerem Boden würde sich eine Untersuchung bewegen, die (fiktive oder alltagsweltliche) Briefe auf Spuren eines sich im Text niederschlagenden emotionalen Prozesses hin analysiert.³⁹

Wenn sprachliches Handeln in der Alltagswelt nachprüfbar Emotionen verändert,⁴⁰ kann die Selbstbeschreibung einer Emotion abweichen von der tatsächlichen emotionalen Befindlichkeit.⁴¹ Immerhin lässt diese These von der

38 Die Forschung zur Frauenmystik des Mittelalters beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der problematischen Relation von ›erlebter Realität‹ und ›textuell erfolgter Produktion von Emotionalität‹; vgl. u. a. Ursula Peters, *Vita religiosa und spirituelles Erleben. Frauenmystik und frauenmystische Literatur im 13. und 14. Jahrhundert*, in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.), *Deutsche Literatur von Frauen*, 1, München 1988, S. 88–109; dies., *Religiöse Erfahrung als literarisches Faktum. Zur Vorgeschichte und Genese frauenmystischer Texte des 13. und 14. Jahrhunderts*, Tübingen 1988; Peter Dinzelbacher, *Zur Interpretation erlebnismystischer Texte: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 117 (1988) 1–23; Susanne Bürkle, *Literatur im Kloster. Historische Funktion und rhetorische Legitimation frauenmystischer Texte des 14. Jahrhunderts*, Tübingen/Basel 1999; Jörg Seelhorst, *Autoreferentialität und Transformation. Zur Funktion mystischen Sprechens bei Mechthild von Magdeburg, Meister Eckhard und Heinrich Seuse*, Tübingen/Basel 2003. Vgl. auch Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), S. 186f.

39 Solche Fragen werden nicht diskutiert in dem Sammelband von Mireille Schnyder (Hg.), *Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters (Trends in Medieval Philology, Bd. 13)*, Berlin/New York 2008. Vgl. dazu meine Rezension in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 132,3 (2013) 469–480.

40 Dazu William Reddy bei Plamper, *Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle?* (2010), bes. S. 42–44; dazu auch Plamper, *Geschichte und Gefühl* (2012), S. 297ff.

41 In diesem Zusammenhang relevant ist die Unterscheidung von Ich-Aussage (in Gedicht, Autobiographie, Brief u. a.), die Authentizität suggeriert, einerseits und von Aussagesubjekt, das von diesem Ich berichtet, andererseits. Denn in dem Augenblick, in dem dieses Subjekt von sich als Ich erzählt, tut sich eine Diskrepanz auf zwischen dem aussagenden und dem beschriebenen Ich, das immer ein früheres, vergangenes Ich ist. Das sprechende Ich kann das beschriebene Ich niemals einholen. Vgl. dazu auch unten Kap. XI 3.

Veränderung einer Emotion durch deren Versprachlichung vermuten, dass Emotionen keinesfalls stets mit ihrer sprachlichen Beschreibung gleichzusetzen sind.⁴² Emotionen können der Sprache vorausgehen – und ihr nachfolgen.⁴³

Zu solchen Thesenbildungen gelangt man freilich nur aufgrund der Zusammenarbeit von Linguisten, Ethnologen und Neurowissenschaftlern.⁴⁴ Die moderne neurowissenschaftliche Vorstellung von einem »interaktiven, dynamischen, vernetzten« Zusammenwirken von Körper und Gehirn und der verschiedenen Hirnareale bei der Produktion und Verarbeitung von Emotionen

42 Dies betonen auch Demmerling/Landweer, *Philosophie der Gefühle* (2007), S. 24. Dass autobiographische Erzählungen keine definitiven Aussagen darüber erlauben, »was die historischen Akteure wirklich empfunden haben«, meint Benno Gammerl, *Erinnerte Liebe: Was kann eine Oral History zur Geschichte der Gefühle und der Homosexualitäten beitragen?: Geschichte und Gesellschaft* 35 (2009) 314–345, S. 317. Gammerl zeichnet anhand von Interviews mit Lesben und Schwulen über deren Lebens- und Liebesgeschichten nach, wie beim Versuch, vergangene emotionale Erlebnisse zu schildern, selektive Wahrnehmungsprozesse, aktuelle Selbstentwürfe und die (mündliche) Gesprächssituation sich miteinander verschlingen, so dass »nur« eine vielfach gebrochene Perspektivierung der emotionalen Erfahrungen zu fassen ist. Vgl. zu dieser Studie und zur »oral history« allgemein Plamper, *Geschichte und Gefühl* (2012), S. 338–342. Zur Differenz von erlebter Emotion einerseits und der späteren Erinnerung an diese Emotion s. u. Kap. IV 3 c und Kap. X 4 l. Vester, *Emotion* (1991), S. 32, verweist auf die Studie von Robert Plutchik, A general psychoevolutionary theory of emotion, in: Plutchik/Kellerman (Hg.), *Emotion* (1980), S. 3–33, wonach »die Beweiskraft, welche die verbalen Berichte von Menschen über ihre emotionalen Erfahrungen beinhalten, aus verschiedenen Gründen (z.B. verzerrte Selbstwahrnehmung, Selbsttäuschung, Verdrängung, unzulängliche Begrifflichkeit für gleichwohl existierende Emotionen) eher schwach« sei. Turner/Stets, *The sociology of emotions* (2005), S. 47–49, referieren die Position von Morris Rosenberg, *Reflexivity and emotions: Social Psychology Quarterly* 53 (1990) 3–12. Demnach kommt es oft vor, dass Personen in einer Situation widersprüchliche Gefühle empfinden, diesen widersprüchlichen Zustand aber später beim Niederschreiben – z.T. durch Reflexionen bedingt – als ein homogenes Erlebnis vereindeutigen. Vgl. auch unten Kap. IV 3 c.

43 Der Historiker Reddy bei Plamper, *Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle?* (2010), S. 41, wendet gegen den Sozialkonstruktivismus ein, es gebe »etwas« außerhalb der Sprache. Für die Sprachwissenschaftlerin Schwarz-Friesel, *Sprache und Emotion* (2013), S. 80, steht ebenfalls fest: »Die seelischen Empfindungszustände existieren aber unabhängig von den Ausdrucksformen: Nicht immer und nicht notwendigerweise drücken wir den Schmerz oder die Freude, die wir empfinden, auch mittels Sprache aus.« Vgl. auch Oller/Wiltshire, *Toward a semiotic theory of affect* (1997), S. 33f. (»Feeling, affect, or emotion, insofar as it may be experienced by any individual, is a private matter that is *not necessarily* made apparent to other persons«; S. 33, Hervorhebung R.S.); Mees, *Was meinen wir, wenn wir von Gefühlen reden?* (1985), S. 19: »Gefühle können nicht auf sprachliche Ausdrücke reduziert werden oder gar als solche definiert werden.« Dass es ein Denken *vor* der Sprache gebe, eine sog. *locutio mentalis* (eine mentale Sprache), versuchten Sprachphilosophen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit zu beweisen – und sie werden in der neueren Sprachphilosophie keineswegs belächelt; vgl. Hübener, »Oratio mentalis« und »Oratio vocalis« (1981); Perler, *Diskussionen über mentale Sprache* (2002), bes. S. 46ff. Dazu auch unten Kap. VIII.

44 Dies hat Reddy, *The navigation of feeling* (2012), in Teil I seiner Monographie versucht; dazu unten Kap. VI B.

zwingt auch zur Zusammenarbeit der lebens- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen.⁴⁵

Als relativ unproblematisch – und doch als vorrangig – darf die Aufgabe gelten, sprachliche Bezeichnungen und Beschreibungen für bestimmte Emotionen in Gegenwart und Vergangenheit zu vergleichen.⁴⁶ Dies könnte Aufschluss geben über Veränderungen hinsichtlich der kulturellen bzw. gesellschaftlichen Konventionen, bestimmte Emotionen zu tabuisieren, sprachlich zu präzisieren oder zu idealisieren (was dann wiederum Konsequenzen für das ›reale‹ Gefühlserleben haben konnte – über das sich dann aber wiederum nichts aussagen ließe). Überdies könnte aufgrund sprachgeschichtlicher Studien

45 Zum integrativen Verständnis von Emotionen in den Neurowissenschaften vgl. Plamper, *Geschichte und Gefühl* (2012), S. 286–291 u. ö. (Zitat S. 288).

46 Die Semantik historischer Gefühlswörter verrät uns etwas über zeitspezifische Vorstellungen von einzelnen Emotionen. Doch von der Semantik eines Emotionswortes auf das damit bezeichnete psychische Erleben zu schließen, gelingt oft nur in Ansätzen. Der Althilologe Konstan, *The emotions of the ancient Greeks* (2006), steht ganz in der Tradition der historischen Semantik, arbeitet also die Bedeutungen verschiedener altgriechischer Emotionswörter heraus. Dies ist der genuine Beitrag der Philologie zur Historischen ›Emotionsforschung‹. Doch die Grenze philologischer Arbeit ist überschritten, wenn Konstan aufgrund semantischer Differenzen zwischen antiken und modernen Emotionswörtern unmittelbar auf unterschiedliche Emotionen schließt. Denn die von Konstan herausgearbeiteten semantischen Merkmale der griechischen Emotionswörter verdanken sich zum Teil Faktoren, die mit emotionalen Erfahrungen der antiken Griechen nichts zu tun haben. Die von Konstan seiner Darstellung zugrundegelegten Textpassagen aus Aristoteles' ›Rhetorik‹ lassen erkennen, dass dieser antike Philosoph seine Erläuterungen zu einzelnen Emotionswörtern erstens einer bestimmten Systematik unterwirft – die Systematik also wichtiger ist als emotionale Erfahrungen –, zweitens nach ethischen Gesichtspunkten ausrichtet – die wiederum nicht immer mit emotionalen Erfahrungen übereinstimmen; vgl. etwa Konstan, *The emotions of the ancient Greeks* (2006), S. XI u. 111–128. Hinzukommt die generelle Schwierigkeit der historischen Semantik, die Bedeutung eines historischen Begriffs (*natio*, *angest*, *ère*, *höfisch*, *Humor* u. a.) präzise zu bestimmen. Wenn Konstan darauf hinweist (S. 16), dass *eleos* (›Mitleid‹) in antiken Listen von *pathê* (›Emotionen, Affekte‹) erscheint, in modernen Aufzählungen von Emotionen hingegen *pity* (›Mitleid‹) selten vorkomme, so zeigt dies, dass eine eindeutige Vergleichsbasis oft gar nicht existiert, weil auch die heutige Semantik potentieller Emotionswörter umstritten ist. Wenn Konstan, *The emotions of the ancient Greeks* (2006), S. 189, Aristoteles' Definition von Liebe bzw. Lieben (*to philein*) als ›einer Person alles Gute wünschen um dieser Person willen und sich bemühen, aktiv dazu beizutragen‹ (Aristoteles, *Rhetorik*, II 4) referiert, lässt sich ebenfalls darüber streiten, ob eine solche ›ethische Haltung‹ als Emotion zu gelten hat. Die ›Schnittstelle‹ von Philologie und Emotionspsychologie ist viel geringer als dies die sozialkonstruktivistisch orientierte Emotionsforschung, die Emotion und Emotionswort gleichsetzt, suggeriert. Eine Annäherung von linguistischem und emotionspsychologischem Ansatz ist jedoch dort möglich, wo die historische Semantik die traditionelle Einzelwortanalyse hinter sich lässt und die Hinweise eines Textes auch auf (soziokulturell erlernte) emotionsrelevante Handlungen, Gesten und Mimik berücksichtigt (die historische Forschung spricht gerne von »emotional scripts«, so etwa Kaster, *Emotion* [2005], S. 8f.). Einen Versuch in dieser Richtung übernehmen etwa Cairns, *Ethics* (2003); Kaster, *Emotion* (2005). Zur Relationierung von Sprach- und Emotionsgeschichte vgl. auch unten Kap. IV 3 d und 4, überdies Kap. VIII 1 d und 6.

deutlich gemacht werden, wie stark in unserer Sprache Emotionen mit dem Körper zusammengesehen werden (»aus der Haut fahren«, »jemandem sträuben sich die Haare«, vor Angst zittern«, »Gänsehaut bekommen«, »über die Leber kriechen«, »Gefühle laufen den Rücken hinunter«, »vor Scham erröten« usw.). Die aktuellen Theorien der Experimentalpsychologie zur ›Zusammenarbeit‹ von Körper und Geist, von äußerlichem Emotionsausdruck und innerlicher Emotionserfahrung könnten durch solche sprachhistorischen Untersuchungen gestützt werden. Doch nicht immer sind sprachliche Äußerungen so leicht auf (bestimmte) Emotionen zu beziehen. Zuweilen ist nicht zu entscheiden, ob eine Äußerung in einem historischen Text bzw. in heutiger Konversation als ›emotional‹ einzuordnen ist. Deshalb sind auch die Prozesse der Rezeption von sprachlichen Botschaften mit emotionalen Inhalten nicht immer leicht zu entschlüsseln.⁴⁷

Mit der Frage nach der Relation von Sprache und Emotion haben wir uns bereits dem Forschungsansatz IV genähert.

Forschungsansatz IV: Emotionen als Gegenstand von *Diskursen*

Dieser recht traditionelle Forschungsansatz befasst sich nicht mit visuell oder akustisch wahrnehmbaren Emotionen,⁴⁸ sondern mit Diskursen über (visuell und akustisch wahrnehmbare) Emotionen. Zuständig für diesen Frageaspekt sind deshalb die Textwissenschaften, also Literaturwissenschaftler,⁴⁹ Philosophen,⁵⁰ Theologen, Historiker und Politologen.⁵¹ Während in den Forschungsansätzen I bis III alltagsweltliche Beobachtungen an den Ausdrucksformen von

47 Zu diesen Problemaspekten Martina Hielscher, *Emotion als Sprachproduktion*, in: Gert Rickheit u. a. (Hg.), *Psycholinguistik* (HSK 24), Berlin 2003, S. 468–490; dies., *Sprachrezeption und emotionale Bewertung*, in: ebd., S. 677–707. Dass die Psycholinguistik aber auch ohne Emotion auskommen kann, zeigt Rainer Dietrich, *Psycholinguistik*, 2., aktualisierte u. erw. Aufl., Stuttgart/Weimar 2007, in dessen Sachregister der Terminus ›Emotion‹ nicht auftaucht.

48 Vgl. dazu etwa Anne Bartsch u. a. (Hg.), *Audiovisuelle Emotionen. Emotionsdarstellung und Emotionsvermittlung durch audiovisuelle Medienangebote*, Köln 2007.

49 Vgl. schon Paul Kluckhohn, *Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik*, Halle/S. 1922 (3. Aufl., Tübingen 1966).

50 Harry Norman Gardiner/R.C.M. Metcalf/John G. Beebe-Center, *Feeling and emotion. A history of theories*, Westport (Conn.) 1937 (Nachdruck 1975) (dieser Band bietet eine Übersicht über die Affekttheorien von der Antike bis ins 19. Jahrhundert); Newmark, *Passion – Affekt – Gefühl* (2008); Gabor Boros u. a. (Hg.), *The concept of love in 17th and 18th century philosophy*, Leuven 2007.

51 Zur Zusammenarbeit von Philosophie- und Literaturhistorikern kommt es in den Bänden von Susanna Morton Braund/Christopher Gill (Hg.), *The passions in Roman thought and literature*, Cambridge 1997, und Braund/Most (Hg.), *Ancient anger* (2003).

Emotionen (Gestik, verbale und nonverbale Handlungen) im Vordergrund stehen, beginnt mit Forschungsansatz IV das Untersuchungsfeld, in dem sich das Emotionale ›nur‹ in (nochmals) versprachlichter Form fassen lässt: als *Darstellen und Bewerten* bzw. Systematisieren von und als *Reflektieren* über Emotionen, ob diese nun als psychische Erfahrung, als sprachliche Äußerung oder als Geste vorgestellt werden.

Der Diskursivierung einer Emotion liegt nicht stets ein vorsprachliches Objekt voraus. Die Existenz solcher vorsprachlicher Objekte bestreiten ohnehin zahlreiche Sozialkonstruktivisten und Vertreter der Performativitätstheorie. Auch den traditionellen Textwissenschaften ist der Gedanke vertraut, dass ein Text allererst hervorbringt, wovon er spricht. Dieses Hervorbringen kann in zweifacher Weise erfolgen: Die Emotionsdarstellung in einem Text animiert die Rezipienten zu ähnlichen Emotionen;⁵² ein Text kann neue *Vorstellungen* von Emotionen bei seinen Rezipienten schaffen.

Die Einsicht in die textuelle bzw. diskursive Produktion von Emotionskonzepten kann auch in der Geschichtswissenschaft zu erhellenden diskursgeschichtlichen Erkenntnissen führen, wie etwa die Arbeiten von Andreas Bähr zur frühneuzeitlichen Furcht zeigen, der sich explizit nicht um Phänomene kümmert, die »jenseits des Textes« liegen, wie etwa Innerlichkeit oder Subjektivität.⁵³ Bezeichnend ist, dass Andreas Bähr, da er nicht von einem anthropologischen Substrat (Emotion Furcht) ausgeht, sondern die textuelle Konstruktion des Begriffs ›Furcht‹ untersucht, auf die Einbeziehung moderner Emotionstheorien verzichten kann. Man muss also nicht moderne Emotionstheorien studieren, um historische Texte bzw. die historische Semantik von Emotionsbegriffen zu verstehen.⁵⁴

Im Forschungsansatz IV wird vornehmlich nach unterschiedlichen Konzepten, d. h. nach Begrifflichkeit,⁵⁵ Definition, Kategorisierung, Wahrnehmung und

52 Vgl. aber unten Kap. VIII 1 e und 3 zur Unterscheidung von textimmanenten Emotionen und Emotionen der Rezipienten.

53 Bähr, *Die Furcht der Frühen Neuzeit* (2008); Bähr, »Unaussprechliche Furcht« und Theodizee (2008), Zitat S. 12. Bähr kann zeigen, dass oft nicht die Gefühle, sondern die (in verschiedene Diskurse verwobene) *Vorstellungen* von Gefühlen den Lebensentwurf eines Individuums prägen.

54 Vgl. aber meine Bedenken gegen Bährs strikte Eingrenzung seines Gegenstandes unten Kap. IV 4.

55 Die semantische Analyse und die Übersetzung historischer Beschreibungskategorien in die heutigen Sprachen bereiten einige Schwierigkeiten. Sind mit den mittellateinischen Begriffen *affectus*, *passio*, *affectio* unterschiedliche Arten von Emotionen gemeint? Vgl. dazu Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), bes. S. 207–211. Stehen in den modernen Sprachen äquivalente Termini zur Verfügung? Diese Frage stellt sich etwa, wenn wir in mittelalterlichen Quellen von den leidenschaftlich anmutenden Beteuerungen einer Männerfreundschaft lesen (z. B. in monastischer Briefliteratur). Wenn das Gefühlsleben der Menschen an die jeweiligen kulturellen und sozialen Voraussetzungen einer Epoche ge-

Bewertung von (einzelnen) Gefühlen/Emotionen in unterschiedlichen Diskursen gefragt: etwa nach der definitorischen Abgrenzung von Affekt und Emotion; nach der Bewertung von Emotionen/Affekten überhaupt und einzelner Emotionen im Besonderen; nach den Unterschieden von gelehrter Affektenlehre und populärem Wissen über Gefühle und deren Ausdruck;⁵⁶ nach den diskursiven Relationierungen von Psyche und Körper bzw. von Innen und Außen; nach den gesellschaftlich sanktionierten Normen für den Ausdruck oder die Kontrolle von Emotionen.⁵⁷ Für diese Fragen interessieren sich seit vielen Jahrzehnten Philosophie und Theologie, die Erkenntnis- und Wahrnehmungstheorie, die Ethik, die Rhetorik, die Wissenssoziologie, die Ideen- und Geistesgeschichte,⁵⁸ die Geschichtswissenschaft,⁵⁹ überdies die Sprachwissenschaft (Semantik) und Li-

bunden ist, dann ist auch die Semantik der Wörter, die diese Gefühle bezeichnen, kulturell bedingt und kann nicht ohne Reibungsverluste in heutige Beschreibungssprachen übersetzt werden. Das gilt auch für die Bezeichnungen von einzelnen Emotionen wie mhd. *angest*, mittellateinisch *acedia* oder altokzitanisch *gaiesa* (›Fröhlichkeit‹). Demnach wäre historische Emotionsforschung zunächst einmal die Aufgabe von Philologen bzw. Literaturhistorikern. Doch auch die Historikerin Nagy, L'historien médiévisse (2009), spricht von der »méthode lexicographique«, die Historiker zu praktizieren hätten (vgl. auch unten Kap. V 7 zum Forschungsbericht zu Nagy und Kap. VIII 6).

- 56 Vgl. etwa Carla Casagrande/Silvana Vecchio, *Les théories des passions dans la culture médiévale*, in: Nagy/Boquet (Hg.), *Le sujet des émotions* (2009), S. 107–122 (sie unterscheiden einen »discours théorique« von einem »discours pédagogique/politique« bei den mittelalterlichen Theologen; weiterhin differenzieren sie zwischen einem »discours moral« und einem »discours psychologique«). Zur Unterscheidung zwischen pragmatischen und theoretischen Diskursen im Mittelalter vgl. auch Schnell, *Frauentdiskurs* (1998).
- 57 Kiening, *Schwierige Modernität* (1998), S. 403f., sieht es als Aufgabe einer kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft, die Diskursformationen und Regelsysteme zu analysieren, welche die *Bedingungen* der Artikulation von Trauer bestimmen.
- 58 Was Eric Limousin, *Les émotions de l'empereur byzantin*, in: Boquet/Nagy (Hg.), *Politiques des émotions* (2010), S. 33–48, ausführt, lässt sich ohne weiteres der traditionellen Forschung zu Herrscheridealen in Antike und Mittelalter zurechnen. Dasselbe gilt für den Beitrag von Gerd Althoff, *Ira regis* (1998). Denn Althoff möchte herausfinden, wie Zeitgenossen des Königs Zorn beschrieben und wie sie ihn bewertet haben (S. 62).
- 59 Zum Wandel und Nebeneinander verschiedener Denksysteme mit ihren je eigenen Begrifflichkeiten (*Affekt, Leidenschaft, Passion, Gefühl, Gemüt* u. a.) vom 18. zum 20. Jh. vgl. den souveränen Überblick von Frevert, *Gefühle definieren* (2011), S. 9–39. Auch die anderen Beiträge dieses geschichtswissenschaftlichen Sammelbandes (Frevert u. a., *Gefühlswissen* [2011]) handeln vornehmlich von Diskursen über Gefühle. Zur Semantik der zentralen Kategorien des Gefühlswortschatzes im 18. Jh. (*affections, feelings, sensibilities, sentiments, passions*) vgl. auch Eustace, *Passion is the gale* (2008), 481–486. Den öffentlichen Diskurs über die »public mood« Melancholie im Russland des beginnenden 20. Jhs. untersucht Steinberg, *Melancholy and modernity* (2008). Ihn interessiert der Diskurs an sich. Ob die damaligen Journalisten und Zeitungsschreiber »the emotional worlds of their contemporaries« korrekt eingeschätzt hätten, sei nicht die Frage, die ihn beschäftige (S. 816). Dass sich die emotionsgeschichtliche Forschung (etwa über die Mutterliebe) mit einer Geschichte normativer Diskurse (bzw. Redeweisen) begnügen muss, konstatiert Opitz, *Pflicht-Gefühl. Zur Codierung von Mutterliebe* (2002), S. 164.

teraturwissenschaft (Diskurs- und Textsortengeschichte).⁶⁰ Die Bandbreite der hier zu subsumierenden einschlägigen Studien ist immens. Sie reicht von philosophischen Arbeiten über die Emotionskonzepte eines Aristoteles oder Spinoza bis zur kultursoziologischen Erforschung etwa der Frage, weshalb der therapeutische Diskurs im Amerika des 20. Jahrhunderts so großen Einfluss gewinnen konnte, wobei es auch hier letztlich um Konzepte geht, nicht um Gefühle.⁶¹

Wenn es stimmen sollte, dass für uns nicht die Emotionen selbst zugänglich sind, sondern nur das (kollektive) Wissen bzw. das Reden von ihnen,⁶² dann kommt diesem Forschungsansatz IV eine zentrale Position innerhalb der Historischen Emotionsforschung zu.⁶³ Er dürfte zugleich als der Forschungsansatz gelten, der dem Selbstverständnis der Geisteswissenschaften am ehesten entspricht – und deshalb zeitlich weit vor den *emotional turn* zurückreicht.⁶⁴ Umgekehrt ist festzuhalten, dass zahlreiche neueste einschlägige Studien, die am *emotional turn* partizipieren, schon vor vierzig oder sechzig Jahren hätten geschrieben sein können.⁶⁵

60 Im Mittelalter etwa sind in unterschiedlichen Diskursen sehr unterschiedliche Profile und Bewertungen einzelner Emotionen entworfen bzw. vorgenommen worden. Im medizinischen Diskurs bedeutet *passio* etwas anderes als im theologischen Diskurs; mhd. *vreude* ist meist positiv konnotiert, während *gaudium* (»Freude«) sehr unterschiedliche Bewertungen erfahren kann; Cicero wiederum differenziert zwischen vernunftgeleiteter Freude (*gaudium*) und ungehemmter Freude (*laetitia*). In der moraltheologischen Literatur bestimmt die Tugend- und Lasterlehre die Darstellung und Wertung der Emotionen. Tugenden erscheinen als Äquivalente von Emotionen, die der Vernunft zugänglich sind (z. B. *caritas*).

61 Newmark, *Passion – Affekt – Gefühl* (2008); Illouz, *Die Errettung der modernen Seele* (2011). Auch die sozialhistorische Studie der Medienwissenschaftlerin Kotchemidova, *From good cheer* (2005), basiert vorwiegend auf gesellschaftlichen Leitbildern und publizistischer Meinungsmache im 19./20. Jh., nicht auf emotionalen Erfahrungsberichten.

62 Reddy, *Against constructionism* (1997), bes. S. 330f. (»Many ways of expressing feeling work equally well (poorly); all fail to some degree«, S. 331); Armin Schulz, *Die Verlockungen von Referenz. Bemerkungen zur aktuellen Emotionalitätsdebatte: Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur* 128 (2006) 472–495, S. 474; ders., *Erzähltheorie in mediävistischer Perspektive*, Berlin/Boston 2012 (²2015), S. 113f.

63 Jensen/Morat, *Die Verwissenschaftlichung des Emotionalen* (2008), S. 20f., meinen, dass eine »historische Rekonstruktion der sozialen Emotionsstandards und -regimes [...] – zumindest teilweise – diskursgeschichtlich vorzugehen habe(n). [...] Eine Ideen-, Begriffs- und Konzeptgeschichte von Emotionen ist für ein solches Vorgehen zunächst unabdingbar«.

64 Bernhard Domanski, *Die Psychologie des Nemesius*, Münster 1900; Matthias Meier, *Die Lehre des Thomas von Aquin De passionibus animae in quellenanalytischer Darstellung*, Münster 1912; Hannah Arendt, *Der Liebesbegriff bei Augustin*, Diss. Heidelberg 1929. An neueren Arbeiten vor dem *emotional turn* wären zu nennen u. a.: Gerhard Sauder, *Empfindsamkeit*, Bd. 1: Voraussetzungen und Elemente, Stuttgart 1974; Janine Fillion-Lahille, *Le De ira de Sénèque et la philosophie stoïcienne des passions*, Paris 1984; Wolfgang Matzat, *Diskurgeschichte der Leidenschaft. Zur Affektmodellierung im französischen Roman von Rousseau bis Balzac*, Tübingen 1990. Vgl. auch unten Kap. VIII 1 c.

65 Vgl. etwa die philosophiegeschichtlichen Beiträge in Kann (Hg.), *Emotionen in Mittelalter*

Freilich finden sich auch innerhalb dieses Forschungsansatzes recht unterschiedliche Erkenntnisinteressen, so etwa, wenn aufgrund des kollektiven Wissens von Emotionen auf ›tatsächliche‹ psychische Erfahrungen geschlossen wird. Dass die Vielzahl an Diskursen über Emotionen auch das Erleben von Emotionen beeinflusste oder beeinflussen konnte, wird kaum jemand bestreiten. Doch scheint eine prinzipielle Differenzierung angebracht. Mit dem sozialen Konstruktivismus behaupten zu wollen, Emotionen würden kulturell erlernt⁶⁶ und über soziale Praktiken anerzogen – eine Emotion wie etwa Angst oder Zorn sei sozial geformt –, verkennt den Unterschied von Emotion einerseits und dem Konzept einer Emotion andererseits.⁶⁷ *Erlern*t werden Begriff und Konzept einer Emotion, auch emotionale Praktiken, nicht das psychische Erleben einer Emotion,⁶⁸ schon deshalb nicht, weil Qualität und Quantität dieser psychischen Erfahrung von zahlreichen subjektiven Faktoren abhängen. In diesem Forschungsfeld IV zeigt sich erneut die Vermischung unterschiedlicher Erkenntnisobjekte.

Neuerdings macht sich in der Historischen Emotionsforschung eine Unzufriedenheit gegenüber dem diskursgeschichtlichen Ansatz bemerkbar. Dieser könne nicht die Beziehung zwischen Sprache und Psyche oder zwischen Gedanke und Handeln erklären.⁶⁹ Er sei zu sehr dem *linguistic turn* verpflichtet, also sprachlastig und ignoriere deshalb die Bedeutung des Körpers für emotionales Handeln, lautet das Urteil der Praxistheorie.⁷⁰ Schließlich wird gegen den diskursgeschichtlichen Ansatz sogar die Möglichkeit ins Spiel gebracht, es gebe eine vordiskursive Realität.⁷¹

und Renaissance (2014); überdies Gabor Boros u. a. (Hg.), *The concept of love in 17th and 18th century philosophy*, Leuven 2007.

66 Armon-Jones, *The thesis of constructionism* (1986), bes. S. 33f.; Flam, *Soziologie der Emotionen* (2002), S. 127.

67 Vgl. auch Hacking, *Was heißt ›Soziale Konstruktion?‹* (1999), S. 37. Newmark, *Passion – Affekt – Gefühl* (2008), die die Emotionskonzepte von der Antike bis ins 18. Jh. vorstellt, klammert explizit die Frage aus, ob die Geschichte der Affektenlehren und die Geschichte der Affekte konform gehen. Zwar schließt sie nicht aus, dass es »über die Epochen und Kulturen hinweg gleichbleibende anthropologische Konstanten« gegeben hat. Doch hält sie für ihre begriffsgeschichtliche Studie fest: »Die sozial- und kulturhistorische Frage nach unterschiedlichen historischen Ausprägungen des *Gefühlten* wird hier mithin nicht thematisiert« (S. 11; Hervorhebung R.S.).

68 In diese Richtung argumentieren die linguistischen Autoren Oller/Wiltshire, *Toward a semiotic theory of affect* (1997); ähnlich der Philosoph Brungs, *Charakteristische Aspekte des Zorns* (2009), S. 29 Anm. 2. Fiehler, *Kommunikation und Emotion* (1990), S. 73, vertritt die Auffassung, dass in der Sozialisation gelernt werde, »wie handlungsregulative Impulse als Emotionen zu *deuten* und zu typisieren sind« (Hervorhebung R.S.). Nicht Emotionen werden erlernt, sondern die Deutung bestimmter Impulse als Emotionen. Diese Deutungen können freilich über Emotionsregeln (*feeling rules*) das Erleben steuern (S. 75).

69 Lyndal Roper, Beitrag in: Biess, *Discussion Forum »History of emotions«* (2010), S. 70.

70 Vgl. unten Kap. III E.

71 Uffa Jensen, Beitrag in: Biess, *Discussion Forum »History of emotions«* (2010), S. 69.

Forschungsansatz V: *Darstellungen* (»representations«) von Emotionen

Was in den Forschungsansätzen II und III als lebensweltliche Ausdrucksformen (Gestik, Sprache) interessiert, wird im Forschungsansatz V als *Darstellung* dieser Ausdrucksformen zum Gegenstand literatur-, musik- und kunstwissenschaftlicher Untersuchungen.⁷² Zum Forschungsansatz IV besteht eine enge Verbindung dadurch, dass die Analyse von literarischen Emotions*darstellungen* Einblicke gibt in die Emotions*konzepte* einer Epoche.⁷³

Der Forschungsansatz V fragt, mit welchen sprachlich-rhetorischen oder bildtechnischen Mitteln es einem Dichter/Maler gelingt, den Eindruck zu erwecken, diese oder jene Figur empfinde dieses oder jenes.⁷⁴ Es geht hier um Wortschatz, Metaphorik, Rhetorik (z.B. Personifizierung von psychischen

72 Vgl. u.a. Radmehr, *Typik der Gefühlsdarstellung* (1980); Jean-Daniel Krebs (Hg.), *Die Affekte und ihre Repräsentation in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit*, Bern u.a. 1996; Peter Stücheli, *Poetisches Pathos: eine Idee bei Friedrich Nietzsche und im deutschen Expressionismus*, Bern u.a. 1999; Andreas Anglet, *Der Schrei: Affektdarstellung, ästhetisches Experiment und Zeichenbewegung in der deutschsprachigen und in der französischsprachigen Literatur und Musik von 1740 bis 1900 – unter Berücksichtigung der bildenden Künste*, Heidelberg 2003 (thematisiert aber auch diskursgeschichtliche Aspekte); Rainer Dachzelt, *Pathos. Tradition und Aktualität einer vergessenen Kategorie der Poetik*, Heidelberg 2003 (von Homer bis Handke); Klaus Herding/Bernhard Stumpfhaus (Hg.), *Pathos, Affekt, Gefühl. Die Emotionen in den Künsten*, Berlin/New York 2004; Paster u.a. (Hg.), *Reading the early modern passions* (2004); Burckhard Meyer-Sickendiek, *Affektpoetik: eine Kulturgeschichte literarischer Emotionen*, Würzburg 2005; Johann Anselm Steiger (Hg.), *Passion, Affekt und Leidenschaft in der Frühen Neuzeit* (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 43), 2 Bde., Wiesbaden 2005 (zu Darstellungen von und zu Diskursen über Emotionen); Ulrich Port, *Pathosformeln. Die Tragödie und die Geschichte exaltierter Affekte (1755–1888)*, München 2005 (leitende Begriffe sind: Gattungspoetik, Anthropologie, Ästhetik, Drama); Penelope Gouk/Helen Hills (Hg.), *Representing emotions. New connections in the histories of art, music and medicine*, Aldershot 2006; Thorsten W.D. Martini, *Facetten literarischer Zorndarstellungen*, Heidelberg 2009; Baisch u.a. (Hg.), *Rache – Zorn – Neid* (2014). Freilich reicht dieser Forschungsansatz bis ins 19. Jh. zurück; vgl. Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), S. 217–219. Nicht alle Frageansätze der aktuellen Historischen Emotionsforschung verdanken sich dem *emotional turn*.

73 Vgl. etwa Wolfgang Matzat, *Diskursgeschichte der Leidenschaft. Affektmodellierung im französischen Roman von Rousseau bis Balzac*, Tübingen 1990 (diese Studie möchte den »grundlegende(n) Wandel in den Affektkonzeptionen und in der narrativen Modellierung von Affektivität« beschreiben; S. 7).

74 Winko, *Kodierte Gefühle* (2003), praktiziert in ihrer Untersuchung sowohl einen diskursgeschichtlichen Ansatz (»Thematisierung von Gefühl«; mein Frageansatz IV) sowie einen literaturästhetischen Ansatz (Emotionen werden als »textuelle Phänomene« untersucht). Folgerichtig möchte sie »das gesamte Spektrum ihrer literarischen Gestaltung« untersuchen (mein Frageansatz V). Vgl. auch Winko, *Über Regeln emotionaler Bedeutung* (2003), bes. S. 338f. (auch hier unterscheidet sie »Thematisierung von Emotionen« und »Präsentation von Emotionen«). Dieselbe Unterscheidung legt ihrer Skizze zugrunde Schiewer, *Sprache und Emotion* (2007) (ohne Winkos Arbeiten zu erwähnen).

Kräften), Redeformen, Stilebenen, Gattungszwänge, Bildkomposition, Perspektivierung (Innen-/Außenperspektive), Erzählerinstanz (auktorialer Erzähler u. a.), also um die Frage: Wer (Figur, Erzähler) spricht in einem Text wie (direkte Rede, ironisch, metaphorisch, usw.) zu wem (Protagonist, Rezipienten, fingierte Adressaten, usw.) wozu (Mitleiderregung, Handlungsmotivation, Selbstdarstellung, usw.) über welche Emotion (Fokus auf wenige Emotionen)?⁷⁵

In der Narratologie ist in den letzten Jahren ein Perspektivenwechsel erfolgt, der auch die ›Emotionsforschung‹ betrifft. Der traditionellen Narratologie geht es vor allem um das Verhältnis von Erzählinstanz und erzählter Welt. In neueren Studien bildet die erzählte Welt nicht den dominanten Gegenstand; sie tritt zurück hinter die Analyse des Erzählens, d. h. einer Analyse der ›Textoberfläche‹. Deshalb steht hier nicht die Thematisierung von Emotionen, sondern die Präsentation von Emotionen im Mittelpunkt.⁷⁶

Welchen Erkenntnisgewinn kann die Historische Emotionsforschung aus den Analysen von Emotionsdarstellungen in Literatur und Bildender Kunst ziehen?⁷⁷ Zur Beantwortung dieser Frage ist es notwendig, sich die grundsätzlichen Unterschiede zwischen Emotionsäußerungen im Alltag und Emotionsäußerungen in der Kunst in Erinnerung zu rufen. Im Alltag kommunizieren zwei oder mehrere Personen mittels Emotionsmanifestationen, die sie selbst erzeugen. In

75 Dass auch die bildhafte Darstellung eines emotionslosen Gesichts zur emotionalen Affizierung der Bildbetrachter verhelfen kann, zeigt jetzt Johanna Scheel, *Das altniederländische Stifterbild. Emotionsstrategien des Sehens und der Selbsterkenntnis*, Berlin 2013. Vgl. auch Peter Dinzelsbacher, *Religiöses Erleben von bildender Kunst in autobiographischen und biographischen Zeugnissen des Hoch- und Spätmittelalters*, in: Schreiner (Hg.), *Frömmigkeit im Mittelalter* (2002), S. 299–330 (Andachtsbilder sollten Affekte wecken: Freude, Liebe, Mitleid, Furcht). Nicht viel anders verfährt der Beitrag von Schlie, *Excentric crucifixions circa 1500* (2010), obwohl in der Einleitung dieses Bandes (›Habitudo in Habitat‹, I) viel von *embodiment, emotional habituation, habitus, emotional habitus, embodied sense* u. a. die Rede ist. In dem zitierten Aufsatz geht es letztlich um die traditionelle kunstwissenschaftliche Frage, mit welchen bildkompositionellen Mitteln und mit Hilfe welcher Körper-Darstellung es einem Maler gelingt, bei den Betrachtern eine bestimmte Emotion (etwa *compassio*) zu evozieren.

76 Zu dieser fundamentalen Unterscheidung vgl. Dietmar Till, *Rhetorik des Affekts (Pathos)*, in: *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*, Bd. 1, hg. Ulla Fix u. a., Berlin 2008, S. 646–669, hier S. 658 f.; Winko, *Über Regeln emotionaler Bedeutung* (2003), S. 338 f.; Winko, *Kodierte Gefühle* (2003), S. 110–119. Eine Fallstudie liegt vor bei Schnell, *Narration und Emotion* (2014). Vgl. auch unten Kap. VIII 4.

77 Anz, *Emotional turn?* (2006), der an ›realen‹ Gefühlen interessiert ist, meint S. 6: ›Der vielfach erhebliche Erkenntniswert solcher auf Texte, Formeln und Codes fixierten Perspektiven und Forschungsansätze soll hier nicht in Frage gestellt werden, doch sie alle weichen der Analyse der Emotionen oder der Emotionalisierung realer Personen, die mit Literatur und Kunst umgehen, aus [...]‹. Er plädiert deshalb vor allem für eine leserorientierte literaturwissenschaftliche Emotionsforschung; vgl. dazu unten Kap. VIII 1 e. Wenn Anz von ›literaturwissenschaftlicher Emotionsforschung‹ spricht, zielt er tatsächlich auf ›reale‹ Emotionen, d. h. auf Emotionen als lebensweltliche Phänomene.

literarischen Erzählungen entwirft eine übergeordnete Instanz diese emotionsrelevante Kommunikation zwischen zwei oder mehreren Figuren. Selbst lyrische Texte, in denen ein Autor sich als Text-Ich inszeniert, weichen von einer Alltagssituation ab, weil das Text-Ich mit keinem konkreten Gegenüber interagiert. Aus diesem Freiraum resultiert meines Erachtens der besondere Status literarischer Emotionsdarstellungen. Meines Erachtens bilden nicht Alltagsrealität hier und Fiktionalität dort die entscheidende Differenz. Die folgenreichste Differenz besteht darin, dass in literarischen Texten Emotionen nicht einfach nur geäußert werden, sondern dass Emotionen *für andere*, für ein Publikum bzw. Rezipienten, artikuliert und beschrieben und für diese anderen überhaupt erst geschaffen, imaginiert und produziert werden.⁷⁸ Allein diese Funktion der Emotionsdarstellungen schon generiert eine besondere Kategorie von Emotionen. Denn diese ›literarischen Emotionen‹ setzen nicht einfach alltagsweltliche Emotionen eins zu eins um. Sie sind Zielsetzungen unterworfen, die nichts mit Emotionen selbst zu tun haben. Denn sie dienen einerseits dazu, die sprachlich-rhetorische Kompetenz des Autors zu demonstrieren – sind also nur Mittel zum Zweck und damit ›fremdbestimmt‹ –, andererseits (u. a. mit Hilfe dieser Rhetorisierung) dazu, eine bestimmte Wirkung zu erzielen (etwa Spannung zu erzeugen, Gruseln hervorzurufen, Mitleid zu wecken, zu belehren, u. a.).⁷⁹ Wir haben es also mit einer ›Fremdbestimmung‹ von Emotionsdarstellungen und damit auch der dargestellten Emotionen zu tun. Um die intendierte Wirkung und den Status der dargestellten Emotionen abschätzen zu können, bedarf es der Analyse der hierfür eingesetzten sprachlich-literarischen Instrumente.

Das Wissen um diese Darstellungsmittel verhindert manche emotionsgeschichtliche Fehldeutung.⁸⁰ So ist etwa noch heute die Auffassung verbreitet, das häufige Auftreten der Liebesgötter (Amor, Venus, Cupido) bzw. der personifizierten Liebe als *causa amoris* in den höfischen Romanen des 12. Jahrhunderts lasse darauf schließen, dass Emotionen damals als nicht im Menschen entstehend begriffen, sondern auf äußere Kräfte zurückgeführt worden seien. Erst im Spätmittelalter sei das Entstehen von Emotionen/Affekten ins Innere des Menschen verlegt worden. Geschichte der Poetik und Geschichte der Mentalitäten

78 Gerichtsprotokolle, annalistische Einträge, Zeitungsmeldungen über ein Familiendrama u. ä. werden auch für andere verfasst, doch engt deren festgelegte Funktion a priori die Erwähnung von Emotionen ein. Emotionen werden nur berichtet, sofern sie direkt mit den ›Fakten‹ zusammenhängen. Diese Emotionsbeschreibungen sind also ›sachbestimmt‹, nicht ›fremdbestimmt‹ wie die literarischen Emotionsdarstellungen.

79 Vgl. dazu unten Forschungsansatz VI.

80 Die literarische Darstellung von Emotionen mit Hilfe eines zeichentheoretischen Modells zu erfassen, ganz ohne Rückgriff auf Emotionstheorien oder alltagsweltliches Emotionswissen, versucht Malcher, Emotionszeichen à la Peirce (2011). Als ›Gegengewicht‹ zu emotionsgeschichtlichen Arbeiten ist Malchers Versuch durchaus zu begrüßen.

werden so parallelisiert. Bei dieser Deutung von rhetorischen Beschreibungen der Liebesentstehung als Indikator für mentalitätsgeschichtlichen Entwicklungen wird erstens übersehen, dass in einigen hochhöfischen Romanen Liebe sowohl auf äußere wie auf innere Faktoren zurückgeführt wird (u. a. Gottfrieds Tristanroman; Veldekes Eneasroman) und so – zweitens – verkannt, dass die Minnegötter bzw. die Personifizierung der Minne ganz unterschiedliche Funktionen ausfüllen.⁸¹

Literarische Emotionsdarstellungen sind also ›fremdbestimmt‹, weil sie oft nicht emotionspsychologischen ›Gesetzen‹ folgen, sondern ästhetisch-rhetorischen Ambitionen. Zugleich entfalten sie sich in einem ›Freiraum‹, wenn sie innerhalb eines fiktiven Handlungsrahmens situiert sind. In narrativen Phantasiewelten, auch wenn sie autobiographisch gefärbt sein sollten, können emotionale Erfahrungen erfunden werden, die die konventionellen Emotionsstandards einer Epoche transgredieren. In den unkonventionellen Darstellungen solch ungewöhnlicher Emotionen liegt ein ›Schatz‹ verborgen, der die Emotionsgeschichte bereichern könnte.

Wie sich Geschichtswissenschaftler, Ethnologen oder Psychohistoriker für die historischen und kulturellen Bedingtheiten von *Emotionen* interessieren, so interessieren sich – bzw. haben sich zu interessieren – Literaturwissenschaftler für die historischen, kulturellen, auch gattungsgeschichtlichen Bedingtheiten von *Emotionsdarstellungen*.

Leider ist es so, dass

- die literaturwissenschaftliche Fokussierung auf die nonverbalen (körperlichen) Aspekte von Handlungen
- und die literaturwissenschaftliche Fokussierung der Emotionen als Handlungen (Rituale) immer wieder dazu verleiten, die Differenzen zwischen realer, alltagsweltlicher Emotion und literarisch inszenierter Emotion zu übersehen.⁸²

81 Zu diesem grundlegenden Problemkomplex Schnell, *Causa amoris* (1985), Teil II u. III (S. 185–505). Vgl. auch unten Anm. 102.

82 Dieses Defizit begegnet auch in geschichtswissenschaftlichen Studien, vgl. etwa Lutter, *Geschlecht, Gefühl, Körper* (2007), S. 26. Dort wird die Methodik der Anthropologin Catherine Lutz, die in ihrer Feldforschung lebende Personen und deren Emotionen beobachtet, zum Vorbild für die geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung erklärt. Doch die Geschichtswissenschaft hat es größtenteils nicht mit Verhaltensweisen und sozialen Interaktionen zu tun, sondern zunächst einmal mit der *Darstellung* von Verhaltensweisen und sozialen Interaktionen. Auch die Beschreibung der am Körper ablesbaren Indizien für eine Emotion ist, wenn sie in einem Text begegnet, kein visuell wahrnehmbares Merkmal der fraglichen Emotion, sondern ein sprachlich vermitteltes Merkmal. Auch das Bestreben mittelalterlicher Dichter, Emotionen zu visualisieren, kann diesen Sachverhalt nicht prinzipiell in Frage stellen. Vgl. zu diesem Aspekt auch unten Kap. VII 2 (S. 653).

Angesichts der genuin literarischen Bedingtheiten von Emotionsdarstellungen in Epik, Lyrik und Dramen ist gegenüber Versuchen, literarische Charaktere mit Hilfe aktueller emotionspsychologischer Beschreibungsmodelle zu analysieren,⁸³ Skepsis angebracht. Denn die Gefahr ist groß, die in ein ästhetisches Programm eingebundenen Emotionsdarstellungen auf ein Beschreibungsmuster für alltagspsychologische Erfahrungen herunterzubuchstabieren.⁸⁴

Forschungsansatz VI: *Funktionen* der Darstellung von Emotionen

Gefragt wird nach der Funktion der Darstellung eines Gefühls

1. innerhalb eines Textes/Bildes (intratextueller Aspekt),
2. für die Rezipienten/Bildbetrachter (extratextueller Aspekt).

Für diese Fragen interessieren sich wiederum Kunst- und Literaturwissenschaft.⁸⁵ Eine lange abendländische Tradition von Aristoteles bis Lessing hat sich mit den rhetorischen Mitteln befasst, mit denen ein Redner oder Poet die Affekte der Hörer oder Leser beeinflussen konnte.⁸⁶ Hinsichtlich der Frage, welche emotionalen Effekte einzelne literarische Texte ausüben und weshalb diese Wirkungen eintreten, melden sich aber neuerdings auch die Evolutionspsychologie und die Neurobiologie zu Wort.⁸⁷

83 Vgl. etwa Eming, *Emotion und Expression* (2006); Michael Mecklenburg, Erecs Scham, *Kulturelle Umbesetzung einer Emotion im mittelhochdeutschen höfischen Roman: Arcadia* 44,1 (2009) 73–92, S. 83: »Zur Analyse literarischer Charaktere stellt die Emotionspsychologie eigentlich gut ausgearbeitete Beschreibungsmodelle zur Verfügung, deren Anwendung bei der Interpretation mittelalterlicher Texte wird aber bisher kaum genutzt.« Mecklenburg grenzt sich in seiner Interpretation der mittelalterlichen Figur von der konstruktivistischen Sicht ab und insistiert auf der Berücksichtigung der Resultate von Evolutionsbiologie, Neurobiologie, Evolutions- und Emotionspsychologie.

84 Vgl. dazu unten Kap. VIII.

85 Dazu ausführlich unten Kap. VIII 1 b und e.

86 Vgl. etwa Joachim Knappe, *Allgemeine Rhetorik. Stationen der Theoriegeschichte*, Stuttgart 2000, Register s.v. *páthos*; Thomas Martinec, *Theorien der Tragödienwirkung. Humanistische Tradition und aufklärerische Erkenntniskritik*, Tübingen 2003; Dietmar Till, *Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorien im 17. und 18. Jahrhundert*, Tübingen 2004. Die Affizierung des Publikums ist freilich nicht an eine *Darstellung* von Gefühlen gebunden, sondern kann auch etwa über Argumentationsmuster erreicht werden.

87 Vgl. etwa Katja Mellmann, *Biologische Ansätze zum Verhältnis von Literatur und Emotion: Journal of Literary Theory* 1 (2007) 357–375; dies., *Gefühlsübertragung?* (2010). Vgl. auch die Zeitschrift *Poetics* 23 (1994–1995), Special issue on »Emotions and cultural products«, hg. Nico Frijda/Dick Schram, Amsterdam u. a. 1994. Die kognitionspsychologische Erforschung der Reaktionen von Lesern auf deren Lektüre wird unter dem Namen »Cognitive poetics« zusammengefasst, vgl. etwa Peter Stockwell, *Cognitive poetics. An introduction*, London/New York 2002.

Für die *Funktion* von emotionsrelevanten Darstellungen sollten sich auch Historiker interessieren. Doch dieser Aspekt der Textanalyse kommt meines Erachtens oft zu kurz.⁸⁸

Forschungsansatz VII: Historische *Veränderungen* sowie Erklärungen für den historischen Wandel von (Darstellungen, Diskursen, Thematisierungen von) Emotionen

Die Forschungsansätze I bis VI stellen gleichsam ein Vorspiel zur Kernfrage Historischer Emotionsforschung dar. Nachdem die skizzierten Forschungsgegenstände (Gefühl als psychischer Zustand; Gefühl als Ausdruck; Bewertung und Darstellung von Gefühlen) erforscht sind, stellt sich die Frage, (a) inwieweit sich mögliche historische Veränderungen abzeichnen und (b) wodurch der historische Wandel möglicherweise bedingt ist.⁸⁹ Freilich hängen diese beiden Fragen ganz eng zusammen. Und dies verkompliziert die Sachlage. Denn, wenn

88 Lutter, *Geschlecht, Gefühl, Körper* (2007), untersucht eine aus dem ›Doppelkloster‹ Admont des 12. Jhs. stammende lateinische Sammlung religiöser Wundererzählungen. Dabei liest sie die dort geschilderten emotionsrelevanten Haltungen und Handlungen als lebensrechte Reaktionen bzw. Praktiken (S. 20–25). Vernachlässigt wird die Frage, inwiefern die Darstellung von Emotionen in der Textsammlung von einer die einzelnen *miracula* übergreifenden Intention bzw. Funktion beeinflusst sein könnte. Unschwer ist zu erkennen, dass die Emotionsdarstellungen in den Wundererzählungen auf eine moralisch-religiöse Botschaft hin stilisiert sind: Es wird stets Exemplarisches geboten, ob zur Abschreckung oder zur Nachahmung. Lutter selbst räumt die »Verflechtung von Emotionen und Moralvorstellungen« ein (S. 20), erwähnt auch die emotionalen Reaktionen der ›Zuschauer‹ im Text (S. 21), ignoriert aber die – auf rhetorische Effekte gestützte – Funktion dieser textimmanenten Reaktionen für die textexternen Rezipienten. Die textimmanenten emotionalen Reaktionen auf die Wundererscheinungen sind deutlich übersteigert, weil dadurch erstens ein paränetisches Ziel erreicht und weil zweitens das Wunder als ein außergewöhnliches Ereignis auch in der außerordentlichen emotionalen Reaktion glaubhaft gemacht werden soll. Wir erfahren aus den Mirakelerzählungen also nichts darüber, wie sich ›reale‹ Menschen in einer alltagsweltlichen Situation emotional verhalten, sondern wir erkennen, wie eng die Darstellung emotionalen Reagierens in einem Text an religiös-moralische Verhaltensentwürfe gekoppelt und somit ›fremdbestimmt‹ ist. (Überdies argumentiert Lutter zuweilen emotionshistorisch, wo eine theologische Analyse angebracht gewesen wäre.). Insofern trifft für diesen Text zu, was Lutter als generelle (sozialkonstruktivistische) Regel formuliert (S. 15): Den *Repräsentationen* von Emotionen gehen keine Emotionen voraus. Die Emotionen in der Mirakelsammlung existieren nur als literarische Konstrukte. Auch Lutters Hinweis (S. 26) auf die Anthropologin Catherine Lutz, die mit einem Performativitätskonzept arbeitet – und aufgrund ihrer Arbeit ›vor Ort‹ auch arbeiten kann –, führt nicht weiter. Denn Performativität in Texten ist stets medial vermittelte Performativität und damit eine kategorial andere als die ›Aufführung‹ von Emotionen in den sozialen Interaktionen einer ethnischen Gemeinschaft. Vgl. unten Kap. VIII 4.

89 Zu den methodischen Problemen dieses Frageansatzes vgl. Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), S. 248–253.

es stimmt, dass die Frage, ob sich Emotionen verändert hätten oder gleich geblieben seien, zu den schwierigsten und umstrittensten Fragen der Emotionsgeschichte zählt,⁹⁰ – auf diesem Gebiet also größte Unsicherheit herrscht –, dann wird die nachgeordnete Frage, *weshalb* es zu Veränderungen gekommen ist, noch größere Kontroversen produzieren.

Freilich stellt sich innerhalb der Historischen Emotionsforschung die Frage nach den Gründen für historischen Wandel für jede Disziplin wieder anders bzw. sollte sich unterschiedlich stellen. *Literarhistoriker* müssen zunächst mögliche diachrone Unterschiede (etwa vom Mittelalter zur Neuzeit) in den literarischen *Darstellungen* von Emotionen feststellen und dann nach den Gründen für diese Unterschiede fragen; *Sozialhistoriker* wollen wissen, ob und weshalb in unterschiedlichen Zeiträumen Menschen ihre Emotionen auf unterschiedliche Weise *kommunizieren* und ob Emotionen im Laufe der Geschichte unterschiedliche Funktionen für den Zusammenhalt einer Gemeinschaft übernehmen; *Philosophen* wollen wissen, ob und weshalb Emotionen in verschiedenen Epochen unterschiedliche *Bewertungen* erfahren haben und unterschiedlich erlebt wurden; *Historiker* möchten/sollten in Erfahrung bringen, ob und weshalb in verschiedenen Jahrhunderten unterschiedliche Emotionen (besser: Menschen aufgrund emotionsbedingter Äußerungen und Handlungen) unterschiedliche *historische Prozesse* angestoßen bzw. historische Entscheidungen bedingt haben (etwa die diplomatischen Aktivitäten, die zum Ersten Weltkrieg geführt haben); *Psychohistoriker* interessiert, ob und weshalb Menschen in unterschiedlichen Epochen Emotionen in unterschiedlicher Weise *erlebt* haben.

Freilich, überblickt man die bisherigen Erklärungsversuche, fällt auf, dass alle Disziplinen meist ein und dasselbe Erklärungsmodell bemühen: Schuld an den (von den verschiedenen Disziplinen konstatierten) Veränderungen sind stets sozial- und/oder mentalitätsgeschichtliche Faktoren. Da aber meist ungeklärt ist, weshalb sich die sozial- oder mentalitätsgeschichtlichen Umstände verändert haben, fallen die Erklärungsversuche unbefriedigend aus.⁹¹

Bleiben wir zunächst bei dem Fragen von Historikern nach dem Wandel von Gefühlen. Im Unterschied zu den 1970er/1980er Jahren werden heutzutage kulturgeschichtliche Veränderungen *nicht mehr ausschließlich* sozialgeschicht-

90 Matt, Current emotion research (2011), S. 119.

91 Borutta/Verheyen, Vulkanier und Choleriker? (2010), konstatieren, dass angesichts der widersprüchlichen historischen Fakten und der Komplexität emotionsgeschichtlicher Daten »vorschnelle Diagnosen historischen Wandels mit Vorsicht zu genießen« seien. Hier werden also nicht nur die Versuche, historischen Wandel zu erklären, sondern bereits die Versuche, historischen Wandel überhaupt zu beschreiben, als vorläufig eingestuft. Deshalb ist es nur konsequent, wenn Borutta/Verheyen ihr Erkenntnisziel so formulieren: »Im Zentrum des Erkenntnisinteresses steht weniger das Nachzeichnen einer linearen Entwicklung als die Analyse des ständigen Nebeneinanders konkurrierender Ansprüche in verschiedenen sozialen Gruppen und Handlungskontexten.

lichen Faktoren zugeschrieben. Dass emotionsgeschichtliche Veränderungen auf das Zusammenwirken von religiösen Diskursen, politischen Interessen, ökonomischen Veränderungen, naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und gesellschaftlichen Leitbildern (Utopien, Idealen) zurückzuführen sind, dürfte heute nicht mehr umstritten sein. Gerade wegen der Vielfalt von (möglichen) Kausalfaktoren ist die Ursachenforschung aber so schwierig.⁹² Unstrittig dürfte deshalb auch sein, dass sich auf diesem Forschungsfeld eine streng disziplinäre Betrachtungsweise auf die Zusammenarbeit mit anderen Fächern hin öffnen muss. Erklärungen für den historischen Wandel eines so komplexen Phänomens wie der Emotionen (in all ihren Ausdrucks- und Darstellungsformen) können nur Diskursgeschichte, Ideengeschichte, Sozialgeschichte, Medizingeschichte, Mediengeschichte, Literaturgeschichte, Sprachgeschichte u. a. in Zusammenarbeit liefern.⁹³

Freilich haben die einzelnen Disziplinen zunächst einmal disziplinenbezogene Kausalfaktoren zu berücksichtigen. Gegenüber der Tendenz, Veränderungen in der *literarhistorischen* Darstellung von Emotionen oder von Emotionen überhaupt direkt auf *alltagsweltliche emotionsgeschichtliche* Veränderungen zurückzuführen, sind Bedenken anzumelden. Literaturgeschichte und Emotionsgeschichte – letztere mit der Sozialgeschichte gekoppelt – gehen nicht im Gleichschritt.⁹⁴ Dies legen mehrere Aspekte nahe. Folgt man etwa

92 Dies konstatiert auch Frevert, *Emotions in history – lost and found* (2011), S. 25. Barbara H. Rosenwein (in der AHR Conversation 2012, S. 1515) meint zu Recht, es sei leichter, emotionsgeschichtlichen Wandel zu konstatieren als zu erklären (obwohl meines Erachtens auch der Versuch, historischen Wandel nachzuweisen, mit erheblichen Problemen zu kämpfen hat). Rosenweins drei (der bisherigen Forschung entnommene) Erklärungen für die Veränderungen von Emotionen reichen sicher nicht aus: sozialgeschichtliche Veränderungen (Peter Stearns); gesellschaftliche Restriktionen emotionalen Verhaltens provozieren Gegenbewegungen (William M. Reddy); neue Theorien von Medizinern (Jan Plamper). Rosenwein fügt eine weitere, eigene Erklärung hinzu (die aber von der Reddys nicht entscheidend abweicht). Wenn eine der in jeder Epoche zahlreich vorkommenden »emotional communities« in Machtpositionen gelange, würden die Emotionsnormen dieser emotionalen Gemeinschaft eine Monopolstellung erhalten.

93 Es wird etwa eine Rolle spielen, ob ein literarischer Text mündlich oder schriftlich rezipiert wurde; vgl. Erich Schön, *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800. Differenzierter dazu Schnell, Literaturwissenschaft und Mediengeschichte. Kritische Überlegungen eines Mediävisten: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 34,1 (2009) 1–48. Auch die Geschichte der Wahrnehmung bzw. der sozialen Wertungen wäre einzubeziehen. Zeichnen sich in der sozialen Realität oder in den Diskursen Verschiebungen hinsichtlich der Kriterien ab, an denen der Status eines Menschen gemessen wird? Erhält das Wort allmählich den Vorrang vor der Haltung des Körpers? Inwieweit wird die Korrespondenz von Innen und Außen in Frage gestellt?

94 Darauf weist u. a. hin Winko, *Kodierte Gefühle* (2003), S. 345. Trotz gegenüber Mittelalter und 18. Jh. veränderten Lebens- und Wohnverhältnissen seien in der Dichtung um 1900 mit den Jahreszeiten dieselben Emotionen verbunden worden wie in der antiken und mittelal-

Niklas Luhmanns Systemtheorie, wonach ab der frühen Neuzeit eine Ausdifferenzierung der zuvor miteinander eng verbundenen Bereiche Religion, Politik, Ökonomie, Kunst, Wissenschaft erfolgt sei, müsste zumindest für die Neuzeit eine größere ›Unabhängigkeit‹ der Literatur von politischen oder ökonomischen Faktoren unterstellt werden.⁹⁵ Demnach wären Autoren freier in der Ausgestaltung der Emotionen von Figuren. Doch auch ohne Rückgriff auf Niklas Luhmanns Thesen empfiehlt es sich, Literaturgeschichte und Emotionsgeschichte nicht zu parallelisieren. Denn in der Literaturgeschichte wirken andere Traditionen als in der Emotionsgeschichte: die Traditionen der Rhetorik, der Poetik, der literarischen Stoffe. So haben Literarhistoriker als Erklärung für einen historischen Wandel in der Darstellung von Emotionen zunächst einmal literaturimmanente Faktoren zu bedenken.⁹⁶ Sollte sich etwa innerhalb einer literarischen Gattung die Darstellung einzelner Emotionen ändern, wäre zuerst nach den generellen Veränderungen dieser Gattung zu fragen. Denn die Veränderungen in der Emotionsdarstellung können sich Veränderungen der Gattung überhaupt verdanken, sie müssen nicht die direkte Folge mentalitäts- und sozialgeschichtlichen Wandels sein. Zwischen den sozialen Kontext und die Emotionsdarstellung schiebt sich als vermittelnde Instanz die Gattungsgeschichte, die z. T. einer innerliterarischen Dynamik (verbunden mit intertextuellen Tendenzen) folgt.

Umgekehrt finden sich in der Literaturgeschichte beharrende Elemente, die der These von einem emotionsgeschichtlichen Wandel geradezu widersprechen. Ich meine die Tatsache, dass in der über zweitausend Jahre alten Geschichte der abendländischen Literatur bestimmte narrative Konstellationen immer wieder aufgegriffen werden – offensichtlich weil sie nach wie vor eine emotionale Relevanz besitzen. Dazu gehören vor allem die Motive der Trennung von Liebenden oder Familienangehörigen sowie des Wiederfindens dieser getrennten Figuren.

terlichen Dichtung. Winko, S. 345, meint dazu: »die literarischen Muster dominieren über jede Alltagserfahrung«.

95 Peter Fuchs, Niklas Luhmann – beobachtet. Eine Einführung in die Systemtheorie, Wiesbaden 1993; Frank Becker/Elke Reinhardt-Becker, Systemtheorie. Eine Einführung für die Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt/Main 2001; Armin Scholl (Hg.), Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft, Konstanz 2002; Niels Werber (Hg.), Systemtheoretische Literaturwissenschaft, Berlin/New York 2011. Vgl. auch Trude Ehlert, Deutsche Alexanderdichtung des Mittelalters, Frankfurt/Main 1989, und Michael Braun, Ehe, Liebe, Freundschaft. Semantik der Vergesellschaftung in frühneuhochdeutschen Prosaromanen, Tübingen 2001, die schon für das 15./16.Jh. eine solche Ausdifferenzierung unterstellen.

96 Doch auch die Periodisierung der Literaturgeschichte orientiert sich teilweise (immer noch) an der Sozial- und Politikgeschichte (›Junges Deutschland‹, ›Nachkriegsliteratur‹, u. a.), obwohl das Projekt einer ›Sozialgeschichte der Literatur‹ seit den 1980er/90er Jahren kritisch gesehen wird. Unstrittig aber dürfte sein, dass die kleinteilige Abfolge von Klassik, Romantik, Junges Deutschland, Realismus, Expressionismus nicht ohne weiteres mit dem Verlauf ›der‹ Emotionsgeschichte gekoppelt werden kann.

Aus diesem Motivrepertoire schöpft ein Großteil der narrativen und dramatischen Werke der abendländischen Literatur, und davon zehrt heute noch ein Großteil der westlichen Filmemacher. Die überzeitliche Attraktivität von bestimmten Handlungskonstellationen lässt vermuten, dass die emotionale Reaktion der Rezipienten auf die Inszenierung dieser Handlungsschemata (*paradigm scenarios*) ähnlich intensiv ausfällt.⁹⁷ Die Trauer über die Trennung eines Liebespaares und die Freude über die Wiederbegegnung der Liebenden evoziert bzw. stößt in Antike, Mittelalter und Neuzeit auf ein großes emotionales Interesse. Dies wiederum lässt vermuten, dass bestimmte emotionale Dispositionen über viele Jahrhunderte hinweg nahezu unverändert geblieben sind.⁹⁸ Dann würde die Permanenz der Motive auf eine bestimmte Permanenz von (emotionalen) Erfahrungen schließen lassen.

Bei der kulturhistorischen Einschätzung von narrativen Emotionsdarstel-

97 Vgl. dazu Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), S. 243f.; Schnell, *Erzähler – Protagonist – Rezipient* (2008), S. 38f. Vgl. auch Koch, *Bewegte Gemüter* (2008), bes. S. 46 u. 51–53. Von der literaturwissenschaftlichen Verwendung des Begriffs »paradigm scenario« (narratives paradigmatisches Szenario) ist abzugrenzen die emotionstheoretische (kognitivistische) Bedeutung dieser Formel. Ronald de Sousa, *The rationality of emotion*, Cambridge (Mass.)/London 1987 (dt. *Die Rationalität des Gefühls*, Frankfurt a.M. 1997), meint mit *paradigm scenarios* die Schlüsselsituationen, in denen wir gemeinhin (schon in der Kindheit) lernen, mit welchen (Zeichen von) Emotionen wir auf welche Situationen zu reagieren haben (vgl. auch Voss, *Narrative Emotions* [2004], S. 213f.). Dennoch meint Eming, *Emotion und Expression* (2006), S. 69f., die Überlegungen De Sousas auf die Literatur anwenden zu können. Auch der Literaturwissenschaftler Burkhard Meyer-Sickendiek, *Affektpoetik. Eine Kulturgeschichte literarischer Emotionen*, Würzburg 2005, entnimmt dem Konzept de Sousas einen zentralen Baustein seiner Argumentation: Jeder literarischen Gattung wird ein Schlüsselszenario und eine mit ihm fest assoziierte Emotion zugeordnet (vgl. dazu unten Kap. VIII 1 e); zu Meyer-Sickendiek und zu den *paradigm scenarios* auch Anz, *Emotional turn?* (2006), S. 6 u. 9f., und Anz, *Tod im Text* (2007), S. 311. Der Anglist Patrick Colm Hogan, *The mind and its stories. Narrative universals and human emotion*, Cambridge 2003 (repr. 2009), und Hogan, *Affective narratology. The emotional structure of stories*, Lincoln u. a. 2011, steht mit seinen Überlegungen zwischen literaturwissenschaftlicher und emotionstheoretischer Betrachtungsweise, indem er narrative Befunde von alltagsweltlichen emotionalen Dispositionen herleitet. Er ist der Auffassung, narrative Universalien (Handlungsabläufe, Handlungskonstellationen) würden von Emotionsprototypen generiert. Ich würde eher umgekehrt argumentieren: Bestimmte typische Handlungskonstellationen generierten prototypische Emotionen (intratextuell und extratextuell). Umstritten ist jedenfalls, ob narrative Universalien (Erzählmuster), die in verschiedenen Kulturen auftreten, von Emotionsprototypen generiert worden sind (so Hogan) oder ob prototypische Emotionen (Hass, Eifersucht, Neid, Zorn) zu narrativen Erzählmustern geführt haben. Die »Wahrheit« wird wohl in der Mitte liegen, d.h. es wird eine wechselseitige Beeinflussung von Emotionsdispositionen und Handlungskonstellationen vorliegen. Zur Relevanz dieses literarhistorischen Befundes (traditionale Handlungsschemata) für die Kritik an der sozialkonstruktivistischen Theorie vgl. unten Kap. IV 5 c und Kap. VIII 1 e.

98 Freilich wäre noch genauer nach möglichen Unterschieden zwischen verschiedenen Gesellschaftsschichten zu suchen.

lungen sind überdies die besonderen Prämissen dieses Mediums zu bedenken. Während sich in der sozialen Realität oder bei Theateraufführungen zahlreiche Emotionen bereits an der Mimik oder Gestik von Personen ablesen lassen, obliegt es in Erzähltexten dem Erzähler, seinen Rezipienten einen Eindruck von diesen nonverbalen ›Zeichen‹ zu verschaffen – falls er sich nicht auf die Charakterisierung durch direkte Rede beschränken will.⁹⁹ Es fällt auf, dass über viele Jahrhunderte hin die *Beschreibungen der nonverbalen Ausdrucksformen* bestimmter Emotionen konstant geblieben sind (z.B. dass sich Frauen bei der Trauer um einen Verstorbenen die Haare ausreißen und auf die Brüste schlagen), obgleich sich die in der sozialen Realität praktizierten körperlichen Ausdrucksformen geändert haben. Diese Differenz zwischen Literatur und sozialer Praxis zeigt einerseits eine gewisse literarische Autonomie, lässt andererseits aber vermuten, dass in der Vorstellungswelt der Rezipienten die ›veralteten‹ Ausdrucksformen durchaus noch als Verhaltensideal präsent waren. Dieser Umstand erklärt, dass es die meisten Dichter bei der *Darstellung nonverbaler Ausdrucksformen* bei einigen stereotypen ›Pinselftrichen‹ bewenden ließen bzw. bewenden lassen konnten: Die Identifizierung der Emotion durch die Rezipienten war ein leichtes. Variation stellte sich allenfalls über die Darstellung direkter Rede ein. Deshalb ist zu konstatieren, dass die literarischen Darstellungen von Emotionen, die sich auf die Erwähnung *nonverbaler Aspekte* beschränken, ein stark reduktionistisches Bild von Emotionen bieten: Emotion und Gestik fallen zusammen. Da die Gestik konventionalisiert ist, erscheint auch die Emotion typenhaft. Dieser Befund hat aber nichts mit sozialgeschichtlichen Faktoren zu tun, sondern mit den spezifisch literarischen Erfordernissen, die Emotion einer Romanfigur möglichst wirkungsvoll den Rezipienten zu präsentieren.¹⁰⁰

In diesem Zusammenhang ist überdies die wechselseitige Verweisbarkeit von *Emotionsdarstellung* und *-konzept* zu problematisieren. Unterschiedliche Emotionsdarstellungen lassen nicht immer auf unterschiedliche Emotionskonzepte schließen, sondern können sich auch dem Wunsch literarischer Varianz bzw. ästhetischer Wirksamkeit verdanken. Varianz der rhetorischen Mittel bedeutet nicht immer Varianz von Konzepten. Als unterschiedliche *Emotionskonzepte* des Mittelalters wären etwa zu nennen:

a. die (humoralpathologische) Vorstellung, wonach die im Menschen aufge-

99 Vgl. auch Jacques M. van Meel, *Representing emotions in literature and paintings. A comparative analysis: Poetics* 23 (1994) 159–176, bes. S. 171 ff.

100 Freilich kann sich auch die Beziehung zwischen Autor bzw. Text und Rezipienten im Verlauf der Geschichte der Literatur ändern (etwa durch mediale Veränderungen wie den Buchdruck), und dies wiederum kann unterschiedliche Emotionsdarstellungen notwendig werden lassen. Deren Wandel wäre folglich auf mediengeschichtliche, nicht auf emotionsgeschichtliche Faktoren zurückzuführen.

stauten Affekte ungestüm ihn überwältigen und nach außen drängen (das sog. *hydraulic model*);¹⁰¹

- b. die Vorstellung, der Mensch würde von Emotionen wie von fremden Mächten, gegen die er sich nicht wehren könne, überfallen, heimgesucht, überwältigt;¹⁰²
- c. die Vorstellung, wonach bestimmte Gefühle in einem Menschen sich langsam heranbilden;¹⁰³
- d. die Vorstellung, dass sich mehrere Gefühle im Widerstreit miteinander befinden;¹⁰⁴
- e. die Vorstellung, Emotion/Affekt und Verstand würden im Menschen miteinander im Streit liegen;¹⁰⁵
- f. die Vorstellung, dass sich Emotion und Reflexion (Kognition) wechselseitig ›hochschaukeln‹.¹⁰⁶

101 Die Kritik Rosenweins an Emotionshistorikern, deren Emotionskonzept das *hydraulic model* zugrundeliegt, kann nicht die Tatsache vergessen machen, dass dieses *hydraulic model* im Mittelalter weithin akzeptiert war. Wenn im Sozialkonstruktivismus akzeptiert ist, dass unsere Emotionen durch Sprache und Diskurse geprägt sind, dann müsste auch die jahrhundertlang gültige Auffassung von den aufgestauten Säften, die nach außen drängen, das emotionale Erleben beeinflusst haben. Vgl. unten Kap. V 1 zum Forschungsbericht Rosenwein (dort Punkt 1).

102 Dieser (schon in der antiken Dichtung belegten) Auffassung geben zahlreiche bildhafte Formulierungen Ausdruck: jemand wird wie vom Blitz getroffen; jemanden ›überkommt‹ eine Wut. Der Topos von den Göttern Amor und Venus, die die Liebe in einem Menschen entfachen, stützen ebenfalls diese Auffassung (Motto: *Amor vincit omnia*), der letztlich auch das Motiv des Liebestranks in den mittelalterlichen Tristandichtungen verpflichtet ist. Vgl. auch Böhme, Gefühl (1997), über antike Vorstellungen, wonach Emotionen von außen den Menschen ergreifen; dazu unten Kap. III B (Anm. 79 u. 80) und Kap. III E (Anm. 225).

103 Vgl. Schnell, *Causa amoris* (1985), S. 322f., zum langsamen Entstehen von Liebe durch längeres Zusammenleben; vgl. auch Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 131–135, zum Entstehen emotionaler Bindung in der Ehe durch das Zusammenleben.

104 Dafür bietet Gottfrieds von Straßburg Tristanroman (um 1210/20) zahlreiche Beispiele.

105 Diese Dichotomie hat sich im moraltheologischen Konzept des Widerstreits von *ratio* und *sensualitas* niedergeschlagen. Nimmt man die Positionen e und f zusammen, zeigt sich, dass im Mittelalter Emotionen und Rationalität sowohl als Gegensätze wie auch als gemeinsam agierende Faktoren begriffen werden konnten. Vgl. dazu auch unten Kap. III B 6.

106 Leitwort dafür ist in Gottfrieds von Straßburg Tristanroman der Terminus *trahte* (›Überlegung, Denken, Erwägung‹). Dort spielt das Reflektieren einer Figur eine wichtige Rolle für das Entstehen von Liebe (etwa bei Riwalin und Blanscheffur; Gottfried von Straßburg, *Tristan und Isold*, hg. Friedrich Ranke, Berlin ⁷1963, V. 681–1118); zur Verbindung von Liebe und Verstandestätigkeit auch in anderen Werken Urban Küsters, *Die Liebe und der zweite Blick. Wahrnehmungshaltungen in höfischen Liebesbegegnungen*, in: Helmut Brall u. a. (Hg.), *Personenbeziehungen in der mittelalterlichen Literatur*, Düsseldorf 1994, S. 271–320; vgl. auch Andreas Capellanus, *De amore*, hg. E. Trojel, München ²1972, S. 5 u. 7 (Liebe entstehe vor allem durch *cogitatio*). Auch der Zustand des Leidens bzw. Betrübtheits wird oft mit Reflexionstätigkeit verknüpft, z. B. Gottfried von Straßburg, *Tristan und Isold*, hg. Friedrich Ranke (⁷1963), V. 13424–29, 14916–41, 15226–94, 15786–90, 18174ff.; vgl. Tomas Tomasek, *Überlegungen zum trüben im Tristan* Gottfrieds von Straßburg: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 29 (1999), Heft 114, S. 9–20, bes. S. 13f. u.

Die hier skizzierte Vielfalt an Emotionskonzepten stand jedem mittelalterlichen Dichter zur Verfügung. Wenn sich ein Autor des Hochmittelalters für das eine Konzept, ein Autor des Spätmittelalters für ein anderes Konzept entschieden hat, muss dies nicht einen emotionsgeschichtlichen Umbruch anzeigen. Denn zuweilen finden sich in ein und demselben Werk verschiedene Emotionskonzepte nebeneinander.¹⁰⁷ Angesichts solcher Befunde scheint es mir riskant zu sein, von literarischen Differenzen auf emotionsgeschichtliche Veränderungen zu schließen. Dennoch verleiten literarhistorische Veränderungen hinsichtlich der Darstellung von Emotionen immer wieder dazu, dies mit emotionsgeschichtlichen Veränderungen zu erklären (für die dann meist pauschale sozial-, geistes- oder mentalitätsgeschichtliche Faktoren verantwortlich gemacht werden).

An einem *Fallbeispiel* soll verdeutlicht werden, mit welchen Problemen jeder Versuch, aus literarhistorischen auf emotionsgeschichtliche Veränderungen zu schließen – und beide zusammen dann auf dieselben Kausalfaktoren zurückzuführen –, konfrontiert ist. Es geht um die literarischen und emotionsgeschichtlichen Phänomene *Empfindsamkeit* und *Sentimentalität*. Wann und warum sind sie in der abendländischen Geschichte zum ersten Mal aufgetreten? Eine Antwort auf diese Frage setzt freilich allererst einige Vorarbeiten voraus: 1. »Empfindsamkeit« und »Sentimentalität« (und die entsprechenden nationalen Termini *sensibilité*, *sensibility*, *sentimentalism*, *Empfindsamkeit*, *Sentimentalität*) müssen definiert werden. Dazu bedarf es wortgeschichtlicher Vorarbeiten. 2. Es muss geklärt werden, wie flexibel diese Definition sein muss bzw. sein darf, um unterschiedliche Ausprägungen von Empfindsamkeit und Sentimentalität zu erfassen. Dabei sind möglicherweise literaturwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche bzw. emotionsgeschichtliche Betrachtungsweisen zu unterscheiden. 3. Mediävisten und Neuzeitspezialisten haben sich auf eine gemeinsame Definition von Sentimentalität bzw. Empfindsamkeit zu verständigen, weil andernfalls weder Veränderungen noch Entwicklungen belegt werden können. Der derzeitige diffuse Forschungsstand ist dadurch bedingt, dass fast jeder Kulturwissenschaftler mit einem anderen Verständnis von Sentimentalität und Empfind-

19. Klaus Ridder, *Emotion und Reflexion in erzählender Literatur des Mittelalters*, in: Jaeger/Kasten (Hg.), *Codierungen von Emotionen im Mittelalter* (2003), S. 203–221, erörtert die Verschränkung von Emotion und Kognition anhand von Zorn- und Furchtdarstellungen: Welche »Formen emotionaler Reflexivität« (S. 210) kennt die epische Literatur? Über den diskursiven Zusammenhang von Verstand und Emotion bei Thomas von Aquin vgl. Paul Allen Lewis, *Rethinking emotions and the moral life in light of Thomas Aquinas and Jonathan Edwards*, Diss. Duke University 1991 (DA 52–05 A [1991], p. 1787).

107 Dass innerhalb eines Zeitraums (etwa des 12. oder 16. Jhs. oder um 1800) oft divergente Emotionsbewertungen und -konzepte nebeneinander auftreten, dürfte ebenfalls bekannt sein.

samkeit operiert. 4. Es gilt zu prüfen, ob eine literarisch nachgewiesene Spezies von Empfindsamkeit bzw. Sentimentalität mit einer im kulturellen Leben der betreffenden Gesellschaft *praktizierten* Form von Empfindsamkeit bzw. Sentimentalität korrespondiert.¹⁰⁸ 5. Gefordert ist ein literaturwissenschaftlicher Konsens darüber, welche ästhetischen, rhetorischen, sprachgeschichtlichen, narratologischen Voraussetzungen gegeben sein müssen, um von Sentimentalität oder Empfindsamkeit sprechen zu können. Dies kann nur geleistet werden, wenn wiederum zwischen einer *sentimentalen Darstellung* und einer *Darstellung von Sentimentalität* unterschieden wird. Dabei sind literaturwissenschaftliche und emotionsgeschichtliche Interessen gegeneinander abzugrenzen: Eine sentimentale Darstellung ist etwas anderes als die Darstellung des Sentimentalen. Für den ersten Aspekt (Art der Darstellung) dürfte sich eher die Literaturwissenschaft, für den zweiten Aspekt (Charakterisierung des Sentimentalen) eher die Emotionsgeschichte interessieren.

Welche Antworten haben bislang literaturwissenschaftliche und geschichtswissenschaftliche Arbeiten auf die Frage gegeben, wann Empfindsamkeit und Sentimentalität in der abendländischen Literatur- bzw. Kulturgeschichte aufgetreten sind? Sehr unterschiedliche, lässt sich zusammenfassen. Offensichtlich liegt dies daran, dass es schwierig ist, eine literarische Darstellung überhaupt *als sentimental* bzw. empfindsam oder als *Darstellung des Sentimentalen* bzw. Empfindsamen zu klassifizieren. Nicht anders ist zu erklären, dass das Spektrum der Jahrhunderte, für die das Auftreten von Empfindsamkeit und Sentimentalität behauptet wird, vom 10. Jahrhundert¹⁰⁹ über das 12./13. Jahrhundert¹¹⁰ und das 15./16. Jahrhundert¹¹¹ bis ins 18. Jahrhundert¹¹² reicht.¹¹³

108 Dies hat Reddy, *The navigation of feeling* (2001), S. 141–172, zum 18. Jh. zu klären versucht.

109 Fichtenau, *Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts* (1984, ²1994), S. 336, spricht dem 10. Jh. Empfindsamkeit ab. Stephan Waldhoff, *Der Kaiser in der Krise? Zum Verständnis von Thietmar IV.*, 48: *Deutsches Archiv* 54 (1998) 23–54, S. 33 A. 40, widerspricht dieser Einschätzung.

110 Ilka Büschen, *Sentimentalität: Überlegungen zur Theorie und Untersuchungen an mittelalterlichen Epen*, Stuttgart 1974; Wolfgang Walliczek/Armin Schulz, *Heulende Helden. »Sentimentalität« im späthöfischen Roman am Beispiel von »Mai und Beafloer«*, in: *Abweichende Lebensläufe, poetische Ordnungen. Für Volker Hoffmann*, hg. Thomas Betz/Franziska Mayer, München 2005, S. 17–48; Michael Mecklenburg, *Parodie und Pathos. Heldensagenrezeption in der historischen Dietrichsepik*, München 2002 (er meint etwa in der »Rabenschlacht« ein sentimentales Pathos im neuzeitlichen Sinne vorzufinden; kritisch dazu Uta Goerlitz, *Erzählte Klänge: Zeitschrift für Germanistik*, N.F. 17,2 [2007] 518–532, bes. S. 521 u. 527f.); Albrecht Classen, *Roman sentimental in the middle ages? »Mai und Beafloer« as a literary reflection of the history of emotions: Oxford German Studies* 35,2 (2006) 83–100.

111 Véronique Duché Gavet, *Si du mont Pyrenée/N'eussent passé le haut fait... Les romans sentimentaux traduits de l'espagnol en France au XVIe siècle*, Genf/Paris 2008; Eric Kooper (Hg.), *Sentimental and humorous romances*, Kalamazoo 2006 (mittelenglische Texte aus dem 13. bis 15. Jh.); Friedrich Wolfzettel, *Le petit Jehan de Saintré: une »Éducation senti-*